Ph. Pr. 54 l Bacon

<36621081720018 S

<36621081720018

Bayer. Staatsbibliothek

Fr. Baco's von Verulam Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Politik und Oeconomie.

Aus dem lateinischen übersezt, nebst einem kleinen Anhang.

Tübingen,
bei Jacob Friedrich Heerbrandt
1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Es sey mir erlaubt, dieser vorgelegten Uebersezung der Bacoischen Schrift, die unter dem Titel Sermones fideles bekannt ist, zur richtigeren Beurtheilung ihres Werths einige Worte voranzuschicken. Dieselbige grosse Achtung, mit der ich zu aller Zeit das Publicum ansehe, und die es mir nie gestattete, irgend etwas in seine Hände zu geben, woran mein Fleiß nicht aufs beste sich geübt hätte, dieselbige grosse Achtung macht mich auch besorgt, in keinem nachtheiligen Licht vor ihm zu erscheinen, und mich keinem unverdient strengen Urtheil auszusezen.

Ob es überhaupt der Mühe werth seye, dies Werkgen zu übersezen, und einem grösseren Publico dadurch bekannt zu machen, darüber wird man wohl keine ausführliche Erörterung und noch we-

niger eine eigentliche Apologie hier erwarten. Ueber den Werth oder Unwerth eines Buches sind die Meynungen ohnehin nur in den seltensten Fällen einig; Unterdessen glaube ich doch immer mit vollem Recht hoffen zu dürfen, man werde noch jezt gerne über die mancherley Gegenstände, von denen hier die Rede ist, Baco's Stimme hören. Sie gleicht, wenn man auf sein Zeitalter hinsieht, einer Stimme aus der Wüste, die oft über alle Erwartung lehrreich, deutlich und mit Nachdruck und Würde spricht. Unläugbar wissen wir nun in unsern Tagen vieles, das in diesem Werkgen vorkommt, weit besser, wir wissen es bestimmter, gründlicher, ausführlicher; unläugbar hat er viel Unwahres und Halbwahres mit eingemischt, und auch für das Wahre selbst sehr oft Gründe angeführt, die keine Probe halten. Gleichwohl muß man dem Manne, der über seine Zeiten so

groß hervorragte, und bey so wenig entwickelten Principien der Philosophie so viel leistete, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und seinen Geist und seine Arbeiten noch jezt mit Bewunderung ansehen. In einigen seiner Sermonen hat er noch immer sein volles Ansehen mit seinen Behauptungen, und wir wissen in neueren Zeiten nur weniges hinzuzusezen. Zum Beweiß dessen nehme man seine Abhandlung über Aufstand und öffentliche Unruhen, (de seditionibus & turbis) die uns Hr. Schwarz einzeln in einer vorzüglich guten Uebersezung in dem philos. Journal für Moralität, Religion und Menschenwohl geliefert hat, und die ich selbst auch in manchen Ausdrücken benuzt habe.

Daß es seine manichfaltigen, von andern schon so oft bemerkten, Schwierigkeiten habe, die Gedanken eines andern aus einer Sprache in die andere überzutragen, das wissen alle die, die

nur irgend einen Versuch in solchen Arbeiten unternahmen. Aber eine Schrift wie diese, von einem solchen originellen Manne, und aus einem entfernteren Zeitalter, richtig und fliessend zu übersezen, das ist fürwahr ein schwehres Stück Arbeit, dabey man mit besondern Bedenklichkeiten zu kämpfen hat. Ausserdem, daß hier nicht immer reines Latein die Sprache unseres Autors ist, und man also die Bedeutungen, wie sie bey guten Schriftstellern des Alterthums vorkommen, nicht immer, um den richtigen Sinn der Worte zu finden, anwenden darf, macht noch die Eigenheit und die besondere Ausbildung seines Geistes, die sich in seiner ganzen Schreibart ausdrückt, manche Stelle durchaus unübersezbar. Oft ist der Mann, man muß es gestehen, bis zum Affectirten sinnreich, giebt die Mittelideen und Uebergänge in seiner Materie nicht deutlich und bestimmt an, läßt seine Phantasie oft mehr als

einen regelmäßigen Verstand die Gedanken aneinander reihen, und so kommt man nicht selten in den verdrüßlichen Fall, Worte vor sich zu haben, die man zwar einzeln alle ganz gut versteht, die aber dennoch keinen recht schicklichen und befriedigenden Zusammenhang geben.

Ob es mir gelungen sey, diese Schwürigkeiten an vielen Orten zu heben, ob ich die Verbindung der Ideen untereinander glücklich getroffen, den Sinn gut errathen, ihn getreu und zugleich in einem guten Ausdruck dargestellt habe, das überlasse ich nun dem Urtheil feinerer Kenner und Interpreten.

Diese Uebersezung, so bedenklich sie auch seyn mag, ist nun einmahl da, wird dem Publico in die Hände gegeben, und es bedarf nur noch einer kurzen Erklärung, ob man sie als eine mehr wörtliche oder als eine freyere, nur mit dem Sinn beschäftigte Uebersezung anzusehen habe. Nach der Absicht des Ue-

bersezers soll sie, genau genommen, weder das eine noch das andere seyn, sie soll in der Mitte stehen, und von dieser und jener Art die jeder besonders zukommende Vortheile der Hauptsache nach benuzen.

Eine ängstlich wörtliche Uebersezung wird in den meisten Stellen dem gebildeten und geschmackvollen Leser unerträglich und fällt zuweilen ins Lächerliche, eine zu freye Uebersezung verwischt denn doch, so schön man sich dabey ausdrücken, so viel man um gerne gelesen zu werden, leisten kann, die Originalität des Schriftstellers und den Character seiner Zeit, die beyde in seinen Worten liegen; kurz sie lehrt uns den Mann, mit dem wirs zu thun haben, nicht genau und richtig kennen. In diesen Rücksichten habe ich mich also, so viel es der gute Ausdruck unserer Sprache erlaubte, an die Worte gebunden, aber ich habe mir auch die Freyheit genommen,

wo ich es nöthig fand, die Worte zu verlassen, und andere Bilder statt der gebrauchten zn wählen.

Eine vollkommene, oder auch nur eine recht vorzügliche Arbeit, mit meiner Uebersezung geliefert zu haben, dieser Anmassung mache ich mich, wie ich mit Aufrichtigkeit hier bezeuge, nicht schuldig, denn ich fühle es zu gut, wie viel dazu gehört, unter solchen Umständen so etwas zu leisten, aber daß es keine Fabrikwaare von jenen gewöhnlichen Uebersezungen sey, mit denen man nur auf das Geld des Käufers seine böse Anläufe macht, daß man den Fleiß und das Bestreben keine schlechte, sondern eine ganz annehmliche, Arbeit zu liefern, nicht verkennen werde, das werde ich wohl ohne Eigenliebe glauben, und ohne Unbescheidenheit sagen dürfen.

Eine frühere Uebersezung, als die von einem Herrn von Stubenberg aus dem vorigen Jahrhundert, ist mir nicht

bekannt. Sie ist im eigentlichsten Verstand wörtlich, und eben darum zuweilen höchst geschmacklos, ohnehin in einem veralteten Styl, und nicht selten ist der richtige Sinn des Verfassers verfehlt. Aus dieser Uebersezung sehe ich übrigens, daß eine eigene Vorrede von Baco selbst vorhanden seyn muß, bey meiner Ausgabe, die zu Amsterdam in der Elzevirischen Officin 1662. herauskam, ist sie nicht, eine andere konnte ich nicht erhalten, und also auch keine Uebersezung davon geben. Nur eine Dedication an den Herzog von Buckingham ist meiner Ausgabe vorgesezt, sie ist an sich ohne Werth für uns, und wir erfahren durch sie nicht viel mehr, als daß Baco unter allen Kindern seines Geistes auf diese hier mit vorzüglicher Liebe hingesehen habe.

Der Uebersezer.

Innhalt.

1. Ueber Wahrheit. Seite 1
2. Ueber den Tod. S. 9
3. Ueber Einigkeit der Kirche. S. 15
4. Ueber Rache. S. 30
5. Ueber Unglück. S. 34
6. Ueber Verstellen und Stellen. S. 37
7. Ueber Eltern und Kinder. S. 47
8. Ueber Ehe und ehelosen Stand. S. 52
9. Ueber Neid. S. 57
10. Ueber Liebe. S. 71
11. Ueber obrigkeitliche Aemter und Würden. S. 77
12. Ueber Dreistigkeit. S. 88
13. Ueber Güte und Gutherzigkeit. S. 94
14. Ueber Adel. S. 101
15. Ueber Aufstand und öffentliche Unruhen. S. 106

16. Ueber Atheismus. S. 127
17. Ueber Aberglauben. S. 136
18. Ueber Reisen in fremde Länder. S. 141
19. Ueber Herrschen. S. 148
20. Ueber Rath. S. 162
21. Ueber Verzögerung. S. 176
22. Ueber List. S. 179
23. Ueber selbstsüchtige Klugheit. S. 190
24. Ueber Neuerungen. S. 194
25. Ueber Beförderung der Geschäfte. S. 198
26. Ueber blos scheinbaren Verstand. S. 203
27. Ueber Freundschaft. S. 207
28. Ueber Aufwand. S. 228
29. Ueber Staaten-Vergrösserung. S. 232

Anhang: Einige biographische Nachrichten von Baco. 260

I.

Ueber Wahrheit.

Was ist Wahrheit, fragte einst der Spötter Pilatus? aber es war seine Absicht nicht, eine Antwort auf seine Frage zu haben. So giebt es wenigstens immer Menschen, die sich in einem beständigen Gedanken-Schwindel gefallen, und es als eine Sclaverey betrachten, sich mit festem Glauben an unveränderliche Grundsäze gebunden zu sehen; Ungebundenheit ist es, die sie wünschen, nach der sie streben, bey ihrem Denken nicht weniger, als bey ihrem Handlen. Besondere Schulen von Philosophen dieser Art, wie ehedem, giebt es nun freylich in unsern Ta-

gen nicht mehr, unterdessen finden sich doch auch izt noch windige wandelbare Köpfe, die mit den Alten gleiche Kühnheit und Hang, aber nicht gleichen Geist und Stärke mit jenen haben.

Was dem Irrthum und der Unwahrheit in den Augen der Welt einen gewissen Werth giebt, das ist wohl nicht einzig der mit so vielen Schwierigkeiten verbundene mühsame Fleiß, den es uns kostet, die Wahrheit zu finden, auch nicht einzig der unbehagliche Zwang, mit dem jezt die gefundene Wahrheit den Lauf unserer Gedanken hemmt, es ist wohl eben so gewiß eine natürliche, wenn gleich sehr verkehrte, Liebe zur Lüge selbst, die uns anzieht. Ein griechischer Philosoph aus einer ihrer neuern Schulen, der seine Betrachtungen über die Gründe dieser Erscheinung anstellt, weiß sich hier gar nicht zu finden, und es ist ihm unbegreiflich, wie doch die Menschen Unwahrheit um ihrer selbst willen lieben können,

in solchen Fällen, wo sie nicht, wie die Erdichtungen der Poeten, zum Vergnügen diene, noch wie die Lügen der Kaufleute, Vortheile bringe. Allein das kommt wohl daher, daß die Wahrheit, gleich dem reinen klaren Licht des Tages, das Comödienspiel der Welt mit seinen Possen nicht mehr so blendend und gefällig darstellet, als es nächtliche Beleuchtungen mit Fakkeln und Lampen thun. Den Werth einer Perle, die beym Licht des Tages ihre Schönheit zeigt, möchte man der Wahrheit endlich zugestehen, aber zu dem Rang eines Diamanten oder sonst eines edlen Steins, dessen Pracht im bunten Spiel seiner Farben erscheint, wird sie sich wohl nie erheben können. Ein Zusaz von Lüge erhöht demnach allezeit das Vergnügen. Nähme man aus der Seele des Menschen ihre leeren Einbildungen, ihre schmeichelhaften Hofnungen, ihre falschen Meynungen von dem Werth der Dinge, ihre Phantasien und alles andere dieser Art, sicher:

lich würde dann bey so vielen nichts weiter übrig bleiben, als Muthlosigkeit, Stumpfsinn, Verdrossenheit, schwarze Laune, wohl gar Verlegenheit und Unzufriedenheit über sich selbst. Ein Kirchenvater fällte ein strenges Urtheil über die Poesie, er nannte sie den Wein des Teufels, weil sie die Einbildungskraft mit trüglichen Bildern anfülle, und doch ist Dichtkunst nur ein Schatten von Lüge. Nicht aber die Lüge ist eigentlich schädlich, die die Seele nur leicht berührt, sondern die, welche sich tief in die Seele einsenkt, und von der oben gesprochen wurde. Allein es mag beydes seyn; bey den verkehrten Urtheilen und Neigungen mag es sich wirklich so verhalten. Hingegen lehrt doch die Wahrheit, die allein ihren Werth kennt, daß Untersuchung der Wahrheit, die gleich einem Freyer um sie buhlt, daß Erkenntniß der Wahrheit, die sie uns vor Augen stellt, und daß eine mit Beyfall verbundene Annahme der Wahrheit, die uns den innig-

sten Genuß gewährt, das höchste Gut für die Menschheit seye.

Das erste, was einst Gott in jenen 6. Tagen schuf, war das Licht der Sinnen, das lezte, das Licht der Vernunft; sogar sein Werk am Sabbath, das er nie ein Ende nehmen läßt, ist die Erleuchtung, die durch seinen Geist geschieht. Erst goß Er sein Licht über die Materie oder das rohe Chaos hin, dann bließ Er es ins Angesicht des Menschen, und so strömmt Er es noch jezt und immer über die Auserwählten aus. Ein Dichter, der einer sonst eben nicht sehr berühmten philosophischen Schule Ehre machte, sagt sehr treffend und schön:

„Es ist angenehm, am Gestade zu wellen, und das Kämpfen der Schiffe mit den Fluthen des Meeres zu sehen"

„Es ist angenehm, von der sicheren Warte herab tief unten die begon-

nene Schlacht und die wechslende Wendungen des Kampfes zu schauen"

„Aber das müßte wohl die seeligste Wonne seyn, wenn einer auf dem erhabenen Hügel der Wahrheit stünde (denn wirklich besteigen wird sie wohl keiner diese Höhe, wo die Luft für uns zu fein und zu heiter ist) und er könnte von hier aus die Irrthümer, die zweiflende wankende Schaaren der Menschen, Finsternisse und Stürme des Lebens im niedrigen Thal erblicken." *)

---

*) Wer eine metrische Uebersezung von diesen Versen des Lucrez zu lesen wünscht, der höre sie von Hrn. Rode in seinen philos. und andern Gedichten aus dem Lateinischen rc. 1785. p. 17.

Süß, wann tobender Sturm die Fluthen des Meeres empöret,
Ist es, vom sicheren Ufer der Schiffenden Elend zu schauen,

Nur müßte jener Blik nicht von Selbstgefälligkeit oder Verachtung anderer, vielmehr von mitleidiger Theilnehmung begleitet seyn. Denn das heißt gerade die Seeligkeit des Himmels auf der Erde geniessen, wenn der Geist des Menschen sich von Liebe durchdrungen fühlt, sorgenfrey in dem Schoosse der Vorsehung ruht und über dem Lichtkreis der Wahrheit schwebt.

Wenn wir nun aber auch von der theologischen und philosophischen Wahrheit zu der Wahrheit oder vielmehr Wahrhaf-

---

Doch süsser noch ists, der Gefahr untheilhaft, des schröklichen Krieges
Schlachten-Getümmel über das Feld sich verbreiten zu sehen,
Aber süsser dann alles ist es, zu wandlen mit Weisen
In der Philosophie erhabenen lichten Gefilden,
Und von droben herab zu schau'n auf die irrende Schaaren,
Welche zerstreut, den Pfad des Lebens suchend, einherzieh'n.

tigkeit in bürgerlichen Geschäften übergehen, so sehen selbst die, welche sie nicht ausüben, ein, daß ein offenes und lauteres Betragen bey Verhandlungen und Geschäften der Würde der menschlichen Natur vorzüglich angemessen sey. Jede Beymischung des Falschen gleicht einem Zusaz von Bley, der ein Metall zwar biegsamer, aber auch dafür so viel schlechter macht. Jene krummen und schleichenden Wendungen sind nur eine Eigenschaft der Schlangen, die auf ihrem Bauch daher kriechen und nicht aufrecht gehen. Durch kein Laster wird der Mensch so sehr herabgesezt und beschämt, als wenn er falsch oder treulos erfunden wird. Montaneus, der darüber nachdachte, warum doch das Wort Lüge für so gar schmählig und entehrend aufgenommen würde, sagt mit besonderem Scharfsinn: wenn man die Sache genau prüfe, so sage der, der einen Menschen einer Lüge beschuldige, ihm eben so viel damit, als zeige er sich vermessen gegen

Gott und furchtsam vor Menschen. Denn ein Lügner höhnet den Allmächtigen und kriecht vor einem Sterblichen. Das Abscheuliche der Falschheit und Treulosigkeit fällt dadurch am stärksten in die Augen, daß durch sie einst — gleichsam als durch den lezten Ruf — die Gerichte Gottes über die Menschheit werden aufgefordert werden, wie uns jene Weissagung lehrt: Christus werde bey seiner zweyten Zukunft auf Erden keinen Glauben finden.

2.

Ueber den Tod.

Die Menschen fürchten sich vor dem Tod, wie die Kinder vor der Finsterniß. So wie aber diese natürliche Furcht bey Kindern durch fabelhafte Schreckbilder vergrößsert wird, so wird es auch jene. Die Betrachtung des Todes, in so fern er der

Sold der Sünde ist, und der Weg, durch den wir zu einem andern Leben gelangen, ist ja wohl eine fromme und heilsame Sache, aber die Furcht vor demselben, da er doch eine Schuld ist, die wir alle der Natur bezahlen müssen, ist etwas feiges und fruchtloses. Nicht selten steckt aber doch auch unter jenen frommen Betrachtungen etwas vom Sauerteig der Eitelkeit und des Aberglaubens. Es wird uns zwar in einigen Schriften der Religiosen, die von der Ertödtung handlen, vorgesagt, von dem Schmerz, den wir leiden, wenn nur das kleinste Glied eines Fingers gemartert werde, soll der Mensch auf die Grösse jener Qualen bey dem Sterben schliessen, die er dann empfinden müsse, wann der ganze Körper zerstört und in seine Theile aufgelößt werde. Aber vielleicht mag der Tod oft unter leichteren Schmerzen vorübergehen, als die sind, die wir bey der Marter eines einzelnen Glieds empfinden, denn die Theile, von denen das

Leben am meisten abhängt, sind nicht gerade die allerempfindlichsten. Jener, der zwar nur als Philosoph und als ein natürlicher Mensch von der Sache urtheilte, hat darum so unrecht nicht, wenn er sagt:

Das Gepräng des Todes ist fürchterlicher als der Tod selbst.

Das Seufzen und Schluchzen, die Verzerrungen der Glieder, die erblaßte Farbe des Gesichts, das Weinen der Freunde, die schwarze Leichentrauer und dergleichen Dinge, die sind es, die den Tod uns so schröcklich mahlen. Es ist doch in Wahrheit recht merkwürdig, daß jede, auch die schwächste menschliche Leidenschaft, die Furcht vor dem Tode noch besiegen kann. So ist denn also der Tod kein so furchtbarer Feind, da der Mensch so viele Kämpfer zu seiner Seite hat, die ihn zu überwinden wissen. Rache triumphirt über den Tod, Liebe verachtet ihn, Ehre sucht ihn, Furcht vor der Schande erwählt ihn, Schwehrmuth flieht zu

ihm, Furcht kommt ihm zuvor. Ja als Kaiser Otho sich selbst ermordet hatte, so brachte, wie uns die Geschichte sagt, das blosse Mitleiden — in der That die zärtlichste aller unserer Leidenschaften — viele seiner treuesten Anhänger dahin, sich eigenhändig, aus Liebe zu ihrem Herrn, gleich ihm das Leben zu nehmen. Auch Ueberdruß und Sattseyn gehört nach Seneca noch mit zu dieser Reihe.

„Bedenke, spricht er, wie lange du schon einerley treibst. Sterben wollen kann nicht allein der Tapfere und Unglückliche, auch der Lebenssatte kann es."

Es verdient nicht weniger bemerkt zu werden, wie klein, wie kaum merklich die Veränderung ist, die der herannahende Tod in einer starken und edlen Seele hervorzubringen vermag. Männer dieser Art verläugnen sich auch in den lezten Augenblicken

ihres Lebens nicht und behaupten ihre vorige Denkungsart.

Kaiser August sagte sterbend noch fein und artig:

„Livia! vergiß unserer Liebe nie, und lebe wohl!"

Tiber war auch bey seinem Ende noch der Heuchler;

„Schon verliessen ihn, wie uns Tacitus sagt, Körper und Kräfte, nur seine Verstellung verließ ihn nicht."

Vespasian starb unter einem Possen; sizend auf seinem Leibstuhl sprach er bey einer Ausleerung:

Ich werde, glaube ich, zu einem Gott.

Galba mit dem Lehrspruch: Stoß zu, wenn dem Staat damit geholfen ist.

Septimius Severus unter Ausfertigung seiner Geschäfte:

Herzu! rief er, wenn mir noch etwas übrig ist.

Andere thaten ein gleiches.

Die Stoiker verwandten in Wahrheit zu viel Mühe darauf, Trostgründe wider den Tod aufzufinden, sie vergrösserten nur sein Schröckliches, indem sie so grosse Vorbereitungen auf ihn nöthig fanden. Weit richtiger hat der geurtheilt, der das Lebensende unter die Wohlthaten der Natur zählte, denn Sterben und gebohren werden ist dem Menschen gleich natürlich und vielleicht empfindet das Kind nicht geringere Schmerzen bey diesem, als wir bey jenem. Wer mitten in der Verfolgung irgend eines wichtigen Zweks hinwegstirbt, dem geht es wie einem Verwundeten, der seinen Schmerz kaum fühlt, so lang sein Blut noch in Wallung ist. So entzieht sich der Geist des Menschen, der mit irgend einem Gut ernstvoll beschäftiget ist, den Schmerzen des Todes. Wenn man seine edlen Zwecke erreicht und seine rechtmäßigen Erwartungen erfüllt gesehen hat, dann klingt jene Stimme über alles schön und froh: nun lässest du mich scheiden.

Auch das noch hat der Tod zur guten Folge, daß er dem guten Nachruf die Thüre öffnet und den Neid erstickt.

Derselbige (den man in seinem Leben beneidete) wird nun nach seinem Tode mit Liebe genannt.

3.
Ueber Einigkeit der Kirche.

Da die Religion ein so vorzügliches Band der menschlichen Gesellschaft ist, so ist es billig, daß sie selbst auch durch die schickliche Bande wahrer Einigkeit und Liebe vereinigt bleibe. Religions-Streitigkeiten sind Uebel, von denen die Heyden nichts wußten, und darüber darf man sich auch nicht wundern, da ihre Religion mehr in gewissen Gebräuchen und in äusserlichen Verehrungen ihrer Götter als in einem unveränderlichen Bekenntniß und im Glauben bestand. Man kann leicht urtheilen, von wel-

cher Beschaffenheit ihr Glaube gewesen seyn mochte, da ihre vornehmsten Lehrer und Kirchenväter Dichter waren. Allein es wird unter die Eigenschaften des wahren Gottes mitgerechnet, daß er seye ein eifriger Gott; mit seiner Verehrung verträgt sich also keine Gemeinschaft, kein Theilen mit einem andern. Wir wollen daher über die Einigkeit der Kirche einige Anmerkungen machen, und zwar über ihre Vortheile, ihre Grenzen und die Mittel, wie man dazu gelange.

Die beträchtlichsten Vortheile jener Einigkeit — ausserdem, daß sie Gott höchst gefällig ist, welches freylich allem anderen vorgeht — sind diese zwey. Der erste bezieht sich auf die, die nicht zur Kirche gehören, der andere auf die, welche Glieder der Kirche sind.

In Rücksicht des ersteren ist es wohl entschieden, daß Kezereyen und Trennungen in der Kirche die gröbsten Aergernisse sind, schlim-

schlimmer noch als selbst Verdruß der Sitten. Gerade so wie in einem natürlichen Körper Verwundungen und Trennungen der zusammenhängenden Theile in ihrer Art von schlimmeren Folgen sind, als verdorbene Säfte, so ist es auch mit dem geistlichen Leib der Kirche. Und darum schröckt auch andere nichts so sehr von dem Beytritt zur Kirche zurük, und nichts veranlaßt so viele, wieder abtrünnig zu werden, als Bruch der Einigkeit. Wenn also Zeiten eintretten, wo man häufig von dem und jenem hören muß: Siehe da ist Christus in der Wüste! und von andern: Siehe hier ist Er in der Kammer! das heißt, wenn einige Christum in den Versammlungen der Kezer, andere in der äusseren Form der Kirche suchen, so ist es recht besonders nöthig, daß man den Leuten unaufhörlich jenes Wort zurufe: Gehet nicht hinaus! Jener Lehrer der Heyden, der eigentlich dazu berufen und ausgesandt war, sich derer anzunehmen, die nicht

zur Kirche gehörten, sagt: wenn ein Unglaubiger oder Laye in eure Versammlung träte, und euch in so verschiedenen Sprachen reden hörte, würde er nicht sagen, ihr wäret unsinnig? Nun ist es wahrlich nicht viel besser bestellt, wenn Atheisten und andere profane Menschen von so vielen bitteren und getheilten Meynungen in Religions-Sachen hören. Dies entfernt sie gar gerne von der Kirche, und macht, daß sie lieber sitzen, wo die Spötter sitzen.

Was ich hier noch beysetzen will, möchte bey einer Abhandlung von so ernsthaftem Innhalt zu läppisch scheinen, als daß es angeführt zu werden verdiente, gleichwohl zeigt es das Unschickliche der Sache sehr treffend. In dem Catalog einer erdichteten Bücher-Sammlung führte ein witziger Kopf, der sich meisterlich auf dergleichen Dinge verstund, unter andern Büchern auch eines mit dem Titel an:

Florische Sprünge und Geberdungen der Kezer. *)

weil keiner unter ihnen ist, der nicht eine sonderbare lächerliche Bewegung des Körpers oder eine widerliche Gesticulation an sich hätte, wodurch fleischlich gesinnte Menschen und verdorbene Welt-Leute, die ohnehin gern alles, was zur Religion gehört, verachten, zum Spott veranlaßt werden.

Der zweyte Vortheil der Einigkeit, der den Mitgliedern der Kirche selbst dadurch zu Theil wird, ist, mit einem Wort zu sagen, der Friede, der eine zahllose Reihe von Wohlthaten in sich begreift. Denn er ist es, der den Glauben fester gründet, und die Liebe erwärmt; Ja der äussere Friede der Kirche träufelt seinen Segen in das Herz, verwandelt sich allmählig in Frieden des Ge-

*) Bekanntlich wurde das Fest der Flora mit Schauspielen, unter mancherley muthwilligen Tänzen und Ausgelassenheit gefeyert.

wissens, und die, welche fast ihren Fleiß auf Schreiben und Lesen der Controversien verwandten, treibt er nun an, sich mit Verfertigung frommer und bußfertiger Werke zu beschäftigen.

Nun zu den Grenzen der Einigkeit in der Kirche. Ihre wahre und richtige Bestimmung ist für die ganze Religion ohne Zweifel von der grösten Wichtigkeit. Bey Festsetzung derselben kann man auf zweyerley Abwege kommen. Es giebt erhizte Eyferer, denen jede Erwähnung einer friedlichen Uebereinkunft verhaßt ist;

Ists Friede Jehu? was gehet dich der
Friede an? wende dich hinter mich!

Als wenn der Friede sich zur Sache nicht schickte, wohl aber Secten und Partheyen. Auf der andern Seite aber gleichen einige den Laodizeern; lau wie jene in Sachen der Religion, glauben sie auch, auf einen gewissen Mittelweg, durch schickliche Verbindung der gegenseitigen Meynungen und durch

eine scharfsinnige Vereinigung derselben, die Grundlehren der Religion festsetzen zu können, gleich als wären sie zwischen Gott und den Menschen zu Richtern aufgestellt. Beyde Abwege hat man zu vermeiden — und das würde wirklich geschehen, wenn jene Stellen:

Wer nicht mit uns ist, ist wider uns, und dann wiederum:

Wer nicht wider uns ist, ist mit uns, die sich dem ersten Anblick nach zu widersprechen scheinen, und in denen gleichwohl von unserem Heyland selbst die Grenzen der Vereinigung unter den Christen vorgezeichnet sind, eine recht deutliche und faßliche Erklärung bekämen. Es müssen nämlich die durchaus wesentliche und fundamentelle Haupt-Lehren der Religion von solchen religiösen Säzen genau unterschieden und abgesondert, werden, die keine Glaubenswahrheiten sind, sondern nur auf wahrscheinlichen Meynungen beruhen, und aus frommen Absichten

zur Erhaltung einer ordentlichen Kirchen-Zucht angenommen wurden. Da möchten wohl viele denken, das sey eine bekannte, schon oft und immer vergeblich versuchte Sache; allein würde dieser Vorschlag nur einmahl mit minderer Partheysucht ausgeführt, er würde sicherlich auch mit mehr Beyfall aufgenommen werden. Und eben darum glaubten wir, keine unnüze Sache zu thun, wenn wir in dieser Angelegenheit, so viel wir von unsern geringen Einsichten erwarten dürfen, mit einigem Rath an die Hand gehen.

Darauf hat man zu sehen, daß die Kirche Gottes nicht durch zweyerley Arten von Streitigkeiten durch Menschen zerrissen werde. Die erste Art ist die, wenn der Stoff des Streits von keiner Wichtigkeit und des Zanks nicht werth ist, der darüber erregt wird, wo der aufgeweckte Geist des Widerspruchs nur die Flamme angeblasen hat. Ein Kirchenvater hat sich hierüber mit Scharfsinn und Freyheit erklärt:

„Der Rock Christi, sagt er, war ungenäht, aber der Rock der Kirche vielfarbig.“

Er macht daher die Anwendung so:

es mag denn also der Rock von verschiedenen Farben, aber nicht zerrissen seyn.

Denn Einigkeit und Einförmigkeit sind nicht wenig von einander verschieden.

Die zweyte Art ist die, wenn der Stoff des Streits zwar von Bedeutung, gleichwohl aber bis zu einer solchen Subtilität und Dunkelheit getrieben ist, daß man die Sache mehr für etwas sinnreiches als etwas gutes und gründliches ansehen muß. Wir sehen den Fall zuweilen vorkommen, daß ein gelehrter und einsichtsvoller Mann unwissende über eine Sache unter sich streiten hört, und deutlich bemerkt, sie seyen der Hauptsache nach in ihren Meynungen nicht verschieden, unerachtet sie für sich selbst mit ihrem Zwist nie zum Ende gekommen wären. Kann dies

nun zuweilen schon bey der geringen Verschiedenheit der Einsichten, die unter Menschen Statt findet, geschehen, wie vielmehr dürfen wir glauben, der grosse Gott, der die Herzen erforscht und kennet, werde klar genug einsehen, daß wir schwache Menschen in einigen Stücken, über die wir uns streiten, in der That überein kommen, und also auf beyde noch mit Wohlgefallen merken.

Die wahre Beschaffenheit und das Unterscheidende dieser Art Streitigkeiten bezeichnet der Apostel Paulus am besten in jener hierauf sich beziehenden Ermahnung und Vorschrift:

Meide die ungeistlichen losen Geschwäze und das Gezänke der falsch berühmten Kunst.

Es erdenken sich oft die Menschen Einwürfe, die in Wahrheit keinen Grund haben, und dazu schaffen sie sich Wörter, welche so bestimmt und unveränderlich sind, daß sie nur die Bedeutung und den Sinn nach dem Wort,

und nicht, wie sie sollten, das Wort nach dem Verstand der Sache formen.

So wie es aber zwey verschiedene Gattungen von Religions-Streitigkeiten giebt, so giebt es auch zwey unächte Arten von Einigkeit in der Kirche. Die eine ist, wenn der Friede nur seinen Grund in der verstekten Unwissenheit hat, denn im dunklen sehen sich ja bekanntlich alle Farben gleich. Die andere, wenn Einigkeit entsteht aus der Zusammensezung solcher Erklärungen, die sich geradezu einander widersprechen, und das in den Grund-Artikeln unserer Religion. Denn die Wahrheit und Unwahrheit gleichen dem Eisen und Thone an den Fußzehen jenes Bildes, welches Nebucadnezar in seinem Traume sah; sie können wohl einander angehängt, aber einander nicht einverleibt werden.

Was nun die Mittel betrift, durch welche Einigkeit gestiftet wird, so hat man sich zu hüten, daß die Geseze der Menschenliebe und der Gesellschaft da nicht verlezt und

hintangesezt werden, wo man Einigkeit in der Religion erhalten und befestigen will. Unter den Christen sind nur zwey Schwerdter angenommen, das Geistliche und das Weltliche. Jedes dieser beyden hat seine Bestimmung, jedes sein besonderes Amt bey der Vertheidigung und Beschüzung der christlichen Religion. Aber das dritte, das Schwerdt Muhamets, oder ein ihm ähnliches dürfen wir schlechterdings nicht ergreifen, das heißt, wir dürfen nie durch Kriege und Gewalt die Religion verbreiten, oder unter blutigen Verfolgungen den Gewissen Zwang anthun, die Fälle eines öffentlichen Aergernisses, einer frevelhaften Gottes-Lästerung oder geheimer Tücke wider den Staat ausgenommen. Nur darf ja nicht, um keinen Aufstand zu begünstigen, keine Verschwörungen zu veranlassen, den Geist der Empörungen nicht zu erwecken, das Schwerdt in die Hände des Volks gegeben werden. Dies hat offenbar eine Verminderung der höch-

sten Gewalt und eine Schmählerung des obrigkeitlichen Ansehens zur Folge, da doch alle rechtmäßige Gewalt von Gott verordnet ist. Denn dies heißt nichts anderes, als eine Tafel des Gesezes an der andern zertrümmern und die Menschen so ganz und einzig als Christen betrachten, daß man darüber zu vergessen scheint, es seyen Menschen. Der Dichter Lucrez, da er sich den Agamemnon vorstellte, wie er seine eigene Tochter opferte, brach in die Worte aus:

Solche Abscheulichkeiten konnte sie eingeben die Religion! Und was würde er erst gesagt haben, wenn ihm die Pariser Bluthochzeit und die Pulver-Verschwörung in England bekannt gewesen wäre. Gewiß er würde ein siebenfach grösserer Epicureer und Atheist geworden seyn, als er wirklich war. Das weltliche Schwerdt zu zücken, daß muß bey Religions-Angelegenheiten nie in der Hize, vielmehr mit vieler Ueberlegung geschehen, aber es dem Volk in die

Hände geben, heißt ein Ungeheuer daraus machen. Die Wiedertäufer und dergleichen rasende Schwärmer mögen sich das merken.

Jene Gottes-Lästerung, da der Teufel sagte:

ich will hinaufsteigen und dem Höchsten gleich werden

war zwar groß, aber noch grösser würde doch jene seyn, wenn Gott jemand sagen ließ:

Ich will herabsteigen und dem Fürsten der Finsterniß gleich werden.

Ist es denn aber was anderes, wenn die Sache der Religion sich so sehr herabwürdiget, daß sie zu Grausamkeiten und verruchten Verbrechen — Regenten zu morden, Völker auszurotten und Reiche zu zerstören — sich hinreissen läßt? Das heißt doch wohl den heiligen Geist, nicht in Gestalt einer Taube, sondern eines Geyers oder eines Raben herabsteigen lassen, und auf das Schif der Kirche das Panier der Räuber und Mörder aufstecken. Es ist daher recht und dem

Bedürfniß der Zeit noch besonders angemessen, daß die Kirche durch ihre Lehre und Schlüsse, die Fürsten durch das Schwerdt, und alle Schriften, sie seyen religiösen oder moralischen Innhalts, durch ihre Friedens-Predigten, alle dergleichen Handlungen und Lehren, die diese begünstigen, in die unterste Hölle verdammen, und auf ewige Zeiten vertilgen, wie es auch grossentheils längst schon geschehen ist.

Es wäre zu wünschen, daß man in allen Fällen, wo über Religionsangelegenheiten etwas beschlossen wird, jene Ermahnung des Apostels vor Augen hätte:

Der Zorn des Menschen thut nicht was vor Gott recht ist,

Und die volle Wahrheit zu sagen, so müssen wir hier noch eine sehr gute und einsichtsvolle Bemerkung jenes Kirchenvaters, eines überaus gelehrten und weisen Mannes anführen, die er eben so freymüthig und aufrich-

tig mit diesen Worten der Welt bekannt gemacht hat:

Diejenigen, welche dazu rathen, daß man den Gewissenszwang einführe, soll man ansehen, als Leute, die unter dieser Lehre nur ihre eigene Leidenschaften verbergen, und ihr eigenes Interesse damit zu befördern suchen.

---

4. Ueber Rache.

Die Rache ist eine gewisse rohe Gerechtigkeit. Je mehr sie der menschlichen Natur anhängt, desto ernstlicher muß ihr durch strenge Geseze begegnet werden. Denn zugefügtes Unrecht verlezt nur das Gesez, aber Wiedervergeltung raubt ihm gänzlich sein Ansehen. Wer erlittenes Unrecht rächet, der wird seinem Feind damit gleich, wer es vergiebt, der erhebt sich über ihn. Denn Ver-

zeyhen ist königlich, und ich erinnere mich, daß Salomo sagt: es sey ehrenvoll für den Menschen, auf Beleydigungen nicht zu achten. Was einmahl vorüber ist, läßt sich nicht wieder zurükhohlen, und dem Weisen genügt es, für das Gegenwärtige und die Zukunft zu sorgen. Die sich um vergangene Dinge viel bekümmern, geben sich also mit leeren Dingen ab, und beruhigen sich nur vergeblich.

Niemand beleydiget einen andern, blos um ihn zu beleydigen, sondern um für sich davon irgend einen Vortheil, ein Vergnügen oder eine Ehre zu haben. Warum soll ich es also einem andern so übel nehmen, daß er sich selbst mehr liebt, als mich? Wenn nun aber einer aus blosser Bosheit beleydigend wird? Was alsdann? Je nun, auch der Dorn und die Brombeerstaude stechen und ritzen, wie sie ihrer Natur nach nicht anders können.

In solchen Fällen, wo wir gegen Beleydigungen durch Vorsehung der Geseze nicht

geschüzt sind, läßt sich Rache noch entschuldigen; aber dabey hüte man sich, daß man sich nicht eine solche Art der Rache erlaube, welche die Geseze misbilligen, sonst verdoppelt man sich selbst die Strafe, und unser Feind hat den Gewinn davon.

Es giebt solche, die bey der Befriedigung ihrer Rache zugleich dem Beleydiger fühlbar machen wollen, woher ihm dieses Unheil komme. Diese Gesinnung ist wirklich weniger unedel, weil dergleichen Menschen weniger an der Rache, als an der erwekten Reue des Beleydigers über eine That Vergnügen zu finden scheinen. Aber niedriggesinnte boshafte gleichen den Pfeilen, die in der Finsterniß fliegen. Cosmus, Grosherzog von Florenz hat über nachläßige und untreue Freunde einen Ausspruch gethan, der gleich einem scharfen Dolch verwunden muß. Es steht zwar geschrieben, sagt er, und es ist uns auch befohlen, daß wir unsern Feinden verzeyhen sollen, aber das steht nirgends geschrie-

schrieben, daß wir auch den Freunden vergeben sollen.

Aber der Geist Hiobs redet besser: Haben wir nicht aus der Hand Gottes Gutes empfangen; warum wollten wir das Böse nicht auch annehmen?

Und das läßt sich gewissermassen auch von Freunden sagen. Gewiß ist es, wer auf Rache sinnt, erneuert sich seine Wunden, die sich wohl völlig ausgeheilt hätten, wenn sie unberührt geblieben wären.

Oeffentliche Rache, so wie jene über die Ermordung Cäsars, die Ermordung Pertinaxens; Heinrichs des *IIten*, jenes grossen Königes von Frankreichs, und mehrerer anderer glükt gewöhnlich, aber mit der Rache des Privat-Mannes ist es nicht eben so. Rachsüchtigen geht es beynahe wie den Zauberinnen, sie bereiten andern Unglük und Tod, und nehmen selbst gewöhnlich ein trauriges Ende.

5.
Ueber Unglück.

Seneca stimmte im Geist der Stoiker hoch an, da er sagte: Die Güter des Glücks seyen wünschens werth, die Güter des Unglücks seyen wunderbar.

Wenn freylich das, was die Kräfte der Natur übersteigt, allemahl ein Wunder ist, so sehen wir wirklich die grösten Wunder unter Widerwärtigkeiten und Leiden. Doch ein anderer seiner Aussprüche lautet noch grösser, als diese eben angeführte Sentenz, und ist für einen Heyden beynahe zu erhaben.

Es sey in Wahrheit, spricht er, etwas grosses, so gebrechlich seyn, wie ein Mensch und so ruhig seyn, wie ein Gott.

In der Dichtkunst, wo dergleichen Ueberspannungen eher noch gebilliget werden, ließ sich so etwas besser ertragen, und die Wahrheit zu sagen, die Poeten haben diese Ge-

danken wirklich auch nicht unberührt gelassen. Denn das nämliche ungefehr haben die alten Dichter andeuten wollen in jenem sonderbaren Mährchen, das ein Geheimnis zu enthalten, und den Zustand der Christen nicht undeutlich vorzustellen scheint. Ich meyne, eine Erzählung von Hercules. Dieser sey, wie sie dichten, hingereißt, den Prometheus, — unter diesem Prometheus wird die menschliche Natur abgebildet — von seinen Fesseln zu befreyen, und habe den ganzen weiten Ocean in einem irrdenen Gefäß durchschift. Hier wird die Standhaftigkeit des Christen, der in der gebrechlichen Hülle des Körpers mitten durch die stürmende Wellen des menschlichen Lebens hindurch seegelt, in sprechenden Zügen geschildert.

Doch wir wollen jene hochtrabende Worte verlassen und die gewöhnlichere Sprache reden. Im Glück ist Mäßigung, im Unglück Geistes-Stärke die vorzügliche Tugend, besonders wird in der Moral diese letz-

tere für die wahre Helden-Tugend gehalten. Glückliches Leben gehört unter die Segnungen, die das alte Testament verheißt, Unglück und Trübsal zu den Seeligkeiten des Neuen, diese sind an sich schon herrlicher und beweisen uns auch deutlicher, wie sehr uns Gott liebe. Und doch auch so gar in dem Alten Testament, wenn man der Harfe Davids zuhören will, finden sich mehr Klag- als Freuden-Gesänge und der Griffel des heiligen Geistes hat uns die Trübsalen Hiobs weitläufiger geschildert, als die Herrlichkeit Salomons.

Glückliche Tage gehen nicht ohne viele Sorgen und Mühseligkeiten dahin, unglückliche Tage haben auch ihren Trost und ihre Hofnungen. Bey Stickerey-Arbeiten gefällt es uns immer besser, wann die Bilder von helleren Farben, der Grund aber dunkler ist, als wann der Grund etwas lichter, die Bilder hingegen finsterer sind. Man kann also wohl von dem, was den Augen mehr gefällt,

auch auf das schliessen, was dem Herzen angenehmer seyn mag. Die Tugend gleicht gewissermassen einem wohlriechenden Rauchwerk, das dann am stärksten riecht, wenn es verbrannt oder zerstossen wird, denn das Glück zeigt uns gewöhnlich die Laster, das Unglück die Tugenden der Menschen.

6.

Ueber Verstellen und Stellen *).

(De dissimulatione & simulatione.)

Verstellung ist ein kurzer Inbegriff der Welt-Klugheit, eine Kunst, die der schwächere liebt. Denn es erfodert Scharfsinn und Stärke des Geistes zu wissen, wenn man die

---

*) Um nur einigermassen etwas ähnliches nach dem lateinischen im teutschen auszudrücken wählte ich diese Worte, wenn gleich in der Sermon selbst simulatio öfters durch Verstellung übersezt werden mußte.

Wahrheit zu sagen habe, und es dann mit Freymüthigkeit zu thun, Männer, die sich überall anders stellen, als sie sind, werden darum nur unter diese kleine Politiker gezählt. Tacitus hat diesen Unterschied zwischen August und Tiber richtig bemerkt, indem er von der Livia sagt: sie habe die feine Welt-Kenntnisse ihres Gemahls und die Verstellungs-Kunst ihres Sohnes in sich vereiniget. Regierungs-Kunst schrieb er dem August, Verstellungs-Kunst (simulationem) dem Tiber zu. An einem andern Ort läßt er den Mucian gegen Vespasian, den er zur Empörung gegen Vitellius stimmen wollte, diese Worte sagen: Wir haben es bey unserm Aufstand nicht mit dem scharfsichtigen Geist Augusts, noch mit dem alten schlauen Tiber zu thun. Es sind daher diese beyde Fähigkeiten, Politik und die Kunst der Verstellung genau von einander zu unterscheiden.

Man seze einmahl den Fall, es habe ei- so viel Einsicht, und einen so glücklichen

Scharfsinn, daß er richtig zu unterscheiden verstehe, was er öffentlich thun dürfe, was er verbergen müsse, was er nur gleichsam wie in der Dämmerung zu zeigen habe, und das alles unter gehöriger Erwägung der Zeit und der Personen — was eigentlich, wie Tacitus sie richtig nannte, die politischen Künste sind — einem solchen Manne müßte Verstellung (dissimulatio) hinderlich seyn. Allein wer mit seiner Beurtheilung und Unterscheidungs-Kraft nicht zu einem solchen Grad der Einsicht sich erheben kann, für den ist es wohl das sicherste, verstekt zu seyn und seine Absichten nicht aufzudecken. Denn wer nicht in allen einzelnen Fällen überall die richtige Wahl zu treffen weiß, dem ist am besten gerathen, in allen Sachen mit Vorsicht zu Werke zu gehen. Wer schlecht sizt, muß fein langsam gehen.

Man wird es überall bemerken, daß die grösten Geschäfts-Männer zugleich auch diejenigen sind, die bey Behandlung der Geschäf-

te, beynahe alle Aufrichtigkeit, Offenheit und Redlichkeit in ihrem Betragen zeigten; sie waren aber zugleich wie gute abgerichtete Pferde, die plözlich stille zu stehen oder sich zu wenden verstanden. Tritt nun einmahl der Fall ein, der es ihnen nöthig macht, sich tief zu verbergen, dann macht die gute öffentliche Meynung von ihrer vorhergeglaubten Rechtschaffenheit und Redlichkeit sie völlig undurchdringlich.

Es giebt dreyerley Arten seine Absichten und Gesinnungen zu verbergen oder zu überschleyern. Die erste ist, die Verschwiegenheit, wann jemand mit seinen wahren Gesinnungen so sehr zurükhält, und sich äusserlich so ganz unentschieden zu halten versteht, daß man nicht leicht errathen kann, auf welche Seite er sich neige. Die andere Art ist die verneinende Verstellung (dissimulatio), wenn einer absichtlich durch gewisse hingeworfene Zeichen und Merkmale andere auf die Meynung bringen will, daß er der nicht seye, der

er doch wirklich ist. Die dritte ist die bejahende Verstellung, (simulatio) wenn einer unter allerley Vorspieglungen sich öffentlich für den ausgiebt, der er doch in der That nicht ist.

Was nun die Verschwiegenheit betrift, so ist diese vorzüglich die Tugend eines Beichtvaters. Ein verschwiegener Mann hört gewiß immer viele Beichten und Bekenntnisse. Denn wer wollte einem Plauderer oder Schwäzer sein Inneres aufschliessen? Wer in dem Ruf eines verschwiegenen Mannes steht, der wird sich leicht die Herzen anderer öfnen, so wie verschlossene Dünste die freye Luft einsaugen. Und wie es bey dem Bekennen unserer Vergehungen auf nichts angesehen ist, was das bürgerliche Leben angeht, sondern einzig auf Erleichterung des Gewissens, so kommen verschwiegene Leute dazu, aus ähnlicher Ursache vieles zu erfahren, indem andere sich nicht sowohl ihnen mittheilen, als ihre Herzen erleichtern wollen. Kurz zu sagen, Geheimnisse gehören nur für die, die zu schwei-

gen wissen. Eine völlige Blösse ist überdies, wenn wir die Wahrheit sagen sollen, an der Seele eben so wenig schön, als an dem Körper, vielmehr gewinnen unsere Absichten und Handlungen oft sehr viel an Ansehen und Achtung, wenn sie weniger offen am Tage liegen. Schwäzer und Leute, die nichts bey sich behalten können, sind gewöhnlich auch schwache und leichtglaubige Seelen. Wer nämlich alles sagt, was er weiß, der wird auch Dinge plaudern, die er nicht weiß. Man darf es daher als richtig annehmen, daß die Verschwiegenheit eben sowohl eine politische als eine moralische Tugend sey. Aber auch das gehört noch hieher, daß man sich merke, wie gut es sey, wenn man in seinem Gesicht nicht verrathe, was die Zunge nicht sagen wollte. Denn die Entdeckung seines Innern durch Blicke, oder durch irgend einen Ausdruck seines Körpers, ist eine grosse Unvollkommenheit und gewissermassen eine Verrätherey, die so viel mehr zu bedeuten hat,

weil man öfters mehr darauf merkt, und daran glaubt, als an Worte.

Die zweyte Art der Verstellung, folgt beynahe nothwendig aus der Verschwiegenheit. Wer nämlich verdekt und nicht wie er ist, gekannt seyn will, muß sich oft wider seinen Willen einigermassen verstellen. Die Menschen sind zu schlau, als daß sie einen im Gleichgewicht lassen sollten. Man muß sich auf irgend eine Art erklären, wohin man sich neige, und darum sezen sie dem, der sich verborgen halten will, mit fein ausgedachten Fragen zu, suchen ihn herauszulocken und abzufangen, daß er schlechterdigs nicht umhin kann, wenn er nicht durch ein unerschütterliches und bis zum lächerlichen getriebenes Schweigen sich verwahrt, in etwas sich zu verrathen. Und verrieth er sich auch wirklich nicht mit Worten, so werden sie gerade aus seinem Stillschweigen einige Muthmassungen hernehmen. Will er sich aber mit zweydeutigen Worten oder mit dunklen Reden hel-

fen, so wird er auch damit eben nicht lange Zeit ausreichen. Einen gewissen Grad von Verstellung muß sich also der, der verborgen seyn will, allerdings erlauben, sie ist die Gefährtin der Verschwiegenheit, die sich nicht leicht von ihr trennen läßt.

Die dritte Art ist die eigentliche Verstellung, (simulatio) wo man unwahre Dinge wirklich vorgiebt. Diese sehe ich für etwas schlimmeres und nicht einmahl für politisch gut an, den Fall ausgenommen, wo irgend etwas sehr wichtiges dabey bezwekt wird. Die ewige Gewohnheit sich immer zu verstellen ist ein Fehler, der entweder aus einer gewissen Unbestimmtheit oder Furchtsamkeit des Characters seinen Ursprung nimmt, oder auch aus einer solchen Anlage des Herzens, die irgend ein grosses Gebrechen hat. Weil man nun dieses verbergen muß, so geschieht es, daß man die Verstellung auch im übrigen überall ihr Werk treiben läßt, um die Fertigkeit nicht zu verlieren.

Man hat von dem Stellen und Verstellen drey Vortheile.

Der erste ist, daß man bey einem solchen Betragen keinen Widerstand zu befürchten hat und andere unvorbereitet überfällt. Denn wenn die Absichten eines Menschen öffentlich bekannt werden, da werden die Gegner wie durch eine Trompete herbeygerufen. Der zweyte ist der, daß wir dabey immer freye Hände behalten, uns von einer Sache zurükzuziehen und ohne Nachtheil für unsere Ehre von einem Geschäft abzustehen. Denn wenn sich einer durch Erklärungen vor andern verbindlich macht, so ist er dadurch so sehr gefesselt, daß er entweder fortfahren, oder auf eine schimpfliche Art zurüktretten muß. Der dritte Vortheil ist, daß uns dadurch zur Entdeckung der Gesinnungen anderer der Weg gebahnt wird. Denn demjenigen, der seine Gesinnungen entdekt, wird niemand leicht seine feindseeligen Absichten dagegen aufdecken, sondern wird ihm eher bey-

stimmen. Statt frey zu reden, wird er nur noch frey denken. Daher das schlimme Sprüchwort, das bey den Spaniern üblich ist: Sag' eine Lüge, so wirst du hinter die Wahrheit kommen.

Gleich als wäre die Verstellung der Schlüssel zu Eröfnung der Geheimnisse.

Aber Stellen und Verstellen hat auch dreyerley Nachtheile; um die Sache von beyden Seiten gleich zu machen.

Erstlich man verräth dabey eine gewisse Aengstlichkeit und das hemmt den guten Fortgang aller Geschäfte gar sehr, daß wir nur immer langsam zu unserem Ziel gelangen. Dann werden gewöhnlich sehr viele dadurch unentschlossen und bedenklich gemacht, die sonst mitgewürkt und die Sache mit Eifer unterstüzt hätten; da muß man denn verlassen seinen Weg gehen, und ohne Gehülfen und Freunde seine Zwecke verfolgen. Der dritte und gröste Nachtheil aber ist der, daß man um Treu und Glauben dabey kommt, das

unentbehrlichste für uns Menschen in dem handlenden Leben. Da stünde es wohl am besten, wenn einer wüßte, sich in den Ruf eines wahrheitliebenden Mannes zu sezen, wenn er die Gabe der Verschwiegenheit hätte, wenn er sich zu rechter Zeit zu verbergen verstünde und wo es nöthig wäre, auch die Gewandtheit hätte, sich wirklich zu verstellen.

7.
Ueber Eltern und Kinder.

Die Freuden der Eltern bleiben so wie ihre Leiden und Besorgnisse im Verborgenen. Jene wissen sie mit Worten nicht auszudrükken und diese wollen sie nicht bekannt werden lassen. Es ist wahr, Kinder versüssen die Arbeiten und Lasten des Lebens, aber sie machen auch unglückliche Tage so viel bitterer. Sie vermehren unsere Sorgen, aber die Erinnerung des Todes wird durch sie auch weniger traurig. Die ewige Dauer des Ge-

schlechts hat die Menschengattung zwar mit den Thieren gemein, aber die ewig daurende Erinnerung der Verdienste und Werke ist nur den Menschen eigen. In der That sehen wir auch, daß von Kinderlosen die rühmlichsten Werke und Stiftungen herkommen. Weil sie kein Bild ihres Körpers hinterlassen konnten, so lag ihnen daran, das Bild ihrer Seele aufzustellen. So denken also die, die keine Nachkommen haben, gerade am meisten an die Nachwelt.

Gewöhnlich sind die, die ihre Familie auf eine höhere Stufe erheben, die nachsichtsvollsten Väter gegen ihre Kinder; denn sie sehen in ihnen nicht einzig ein fortdaurendes Geschlecht ihrer Art, sondern auch die Erben ihrer Thaten, sie sehen sie dennoch als ihre Kinder und als ihre Geschöpfe an. Oftmals hegen die Eltern gegen ihre Kinder untereinander eine ungleiche zuweilen auch eine partheyische Liebe und vorzüglich ist dies bey den Müttern der Fall.

Daher

Daher Salomo sagt:

ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude und ein thörichter Sohn ist seiner Mutter-Grämen.

In einer Kinderreichen fruchtbaren Familie sieht man zuweilen, daß eines oder das andere unter den älteren mehr geschätzt, von den jüngeren eines mehr als Liebling gehalten) die in der Mitte hingegen oft gleichsam wie vergessen werden, und nicht selten werden gerade diese die besten Menschen.

Die Kargheit der Eltern gegen ihre Kinder ist ein sehr schädlicher Fehler, denn sie macht, daß die Kinder gerne ausarten, führt sie zu Betrügereyen, veranlaßt sie, an schlechter Gesellschaft Vergnügen zu finden, und wenn sie erst im Besiz der Mittel sind, ergeben sie sich so viel lieber der Ueppigkeit. Es geht daher wohl dann am besten, wann die Eltern zwar nichts von ihrem Ansehen über ihre Kinder sich vergeben, zugleich aber sich freygebig gegen sie finden lassen.

Bey Eltern nicht weniger als bey Erziehern und sonstigen Bedienten eines Hauses ist die sehr verkehrte Gewohnheit aufgekommen, unter Brüdern so lang sie noch Kinder sind, eine neidische Eifersucht zu erwecken und zu unterhalten, woraus denn öfters, auch wenn sie schon Männer geworden sind, Uneinigkeiten entstehen, die die Familien zerrütten.

Die Italiener machen keinen grossen Unterschied zwischen Kindern, Neffen oder Verwandten; wenn sie nur von einerley Masse des Bluts kommen, so liegt ihnen wenig daran, ob es ihre leibliche Kinder sind oder nicht. Und die Wahrheit zu sagen, nach der Natur selbst ist wirklich kein grosser Unterschied und wir sehen so gar öfters, daß der Neffe seinem Oheim und Verwandten mehr, als seinem eigenen Vater gleiche, je nachdem die Säfte zufällig sich mischen.

Die Eltern sollen schon in der zartesten Jugend bey ihren Söhnen darauf denken,

zu welcher Lebensart sie diese bestimmen wollen, denn in diesem Alter sind sie noch, gleich dem Wachs, jedes Eindruks empfänglich, und lassen sich nach Gefallen lenken. Auch haben sie bey dieser ihrer Wahl nicht allzuviel auf die Neigung ihrer Söhne zu achten, in der Meynung, als würden sie das, wozu sie jezt die gröste Lust verrathen, auch am besten erlernen. Wahr ist es wohl immer, wenn die Knaben eine besondere Neigung, ein besonderes Geschick zu irgend einer Kunst oder Wissenschaft zeigen, so ist es nicht räthlich, der Natur und solchen Anlagen entgegen zu streben. Gewöhnlich aber gilt auch hier jene vernünftige Vorschrift:

„Wähle nur das Beste, die Gewohnheit wird es schon leicht und angenehm machen."

Jüngere Brüder sind gemeiniglich Lieblinge des Glücks. Sehr selten aber, und beynahe niemals, nimmt es ein gutes Ende,

wenn ältere Söhne ihretwegen enterbt werden.

8.

Ueber Ehe und ehelosen Stand.

Wer sich mit einer Gattin verbunden und Kinder von ihr erhalten hat, der hat damit in die Hand des Schicksals Geisel ausgestellt; sie sind Hindernisse, wo etwas grosses unternommen werden soll, man mache sich nun etwas recht gutes, oder etwas recht schlimmes zum Zweck. Wirklich kamen, wie wir sonst wo bemerkten, die vortreflichsten Werke und Verdienste um den Staat von Kinderlosen Männern, die gleichsam den Staat zur Gattin sich erkießten und mit ihrer Zuneigung und ihren Gütern beschenkten. Gleichwohl möchte es doch vernünftiger seyn, zu glauben, die, welche Kinder hinterlassen, würden sich mehr um die Zukunft bekümmern, der sie, wie sie alle hin-

zänglich wissen, ihre so theure Pfänder überlassen müssen. Es gibt ja doch auch solche, die ohne Kinder sind, und nicht daran denken, ihren Namen auf die Nachwelt zu bringen, die ihre Aussichten blos auf den Zeitraum dieses Lebens einschränken, und die kommende Zeiten als eine Sache ansehen, die sie nichts mehr angehe.

Einige andere aber betrachten ihre Gattin und ihre Kinder nur von der Seite des Aufwands und der Kosten. Ja es giebt sogar hie und da geizige Thoren, die sich rühmen, keine Kinder zu haben, um nur für so viel reichere Männer zu gelten. Sie mögen etwa gehört haben, daß einige von dem oder jenem sagten: das ist ein schwehr reicher Mann, und andere sogleich hinzu sezten: ja wenn er nur keinen so grossen Kinder-Hauffen hätte! Als ob dies eine Schmählerung seines Reichthums wäre?

Allein die gewöhnlichste Ursache des ehelosen Lebens ist die Freyheits-Liebe, beson-

ders nach der Denkungsart einiger selbstgefälligen Phantasten, die jeden Zwang und jede Einschränkung so sehr fühlen, daß sie Gürtel und Kniebänder beynahe wie Fesseln und Fußeisen scheuen. Die ehelosen Männer sind die besten Freunde, die besten Herren gegen ihre Diener, auch die besten Diener gegen ihre Herren; aber nicht immer die besten Unterthanen, denn sie sind immer zur Flucht im fertigen Stand, und in der That sind auch beynahe alle Ueberläufer aus dieser Classe. Der ehelose Stand taugt sehr gut für die Geistlichen, denn niemand wird sich leicht einen Boden schaffen, wenn er vorher noch in irgend einem See einem Zufluchts-Ort antreffen kann.

Bey Richtern und Obrigkeitlichen Personen ist es beynahe eins, was sie hierinnen thun. Denn lassen sie sich leicht einnehmen, und geben sie Bestechungen Raum, so giebt es wohl bey ihnen einen Bedienten, der gierig nach solchen Vortheilen hascht und ders

zehnmahl ärger macht, als jedes Weib. Bey den Soldaten finde ich, daß wenigstens Feldherrn, wenn sie öffentlich zu ihren Herren sprechen und sie ermuntern wollen, diese gern an ihre Weiber und Kinder als das Liebste was sie haben, erinnern. Auch das finde ich, daß die Verachtung der Ehe, bey den Türken den gemeinen Soldaten schlechter macht.

Frau und Kinder sind übrigens zuverläßig eine Schule zur Ausbildung der Menschlichkeit, und wenn schon ehelose zuweilen freygebiger und zu Werken der Liebe geneigter sind, weil ihr Vermögen nicht so bald erschöpft wird, so sind sie doch dagegen wiederum auch mehr grausam und gefühlloser — am tauglichsten wohl zu strengen Inquisitoren — weil sanftere zärtlichere Empfindungen so viel seltener in ihnen geweckt und unterhalten werden.

Ernsthafte Temperamente, die bey dem, was sie gewohnt sind, gerne bleiben, und

eben darum beständiger sind, hängen gemeiniglich an ihren Gattinnen, wie es von Ulysses heißt:

Seine Alte zog er der Unsterblichkeit vor.

Züchtige Weiber sind gewöhnlich stolz, trotzig uud von dem Verdienst ihrer Keuschheit aufgeblasen. Was eine Frau in ihrer Treue und im Gehorsam gegen ihrem Gatten vorzüglich zu erhalten geschikt ist, ist die Ueberzeugung, daß sie einen verständigen Mann habe, aber nie wird es dahin mit ihr kommen, wenn sie ihn als einen eifersüchtigen kennt. Verheyrathete Weiber sind die Gebieterinnen junger Männer, die Gesellschafterinnen des mittleren Alters, und die Wärterinnen der Greisen. So hat also jedes Alter seine Ursache, sich eine Gattin zu nehmen. Derjenige aber wurde doch unter die Weisen gezählt, der auf die Frage, welches wohl die geschikteste Zeit zum Heyrathen wäre? antwortete:

Für die Jugend jezt noch nicht, für die Alten gar nie.

Es ist oft der Fall, daß die schlimmsten Ehemänner die besten Weiber haben. Das mag nun darum geschehen, daß die gute Behandlung des Mannes auf Seiten der Frau so viel mehr Werth bekomme, oder auch darum, weil die Weiber mit ihrer Duldsamkeit gerne Aufsehen machen wollen. Und dies geschieht zuverläßig immer alsdann, wenn die Weiber ihre Männer sich selbst gewählt und wider den Rath ihrer Freunde genommen haben, dann sind sie immer fest entschlossen, sichs nicht merken zu lassen, daß sie nun ihre Thorheit bereuen.

9.

Ueber Neid.

Unter allen Affecten sind Liebe und Neid die einzige, denen man nachsagt, daß sie be-

zaubern. Beyde erzeugen brennende Sehnsucht, beyde geben plözlich Phantasien und Eingebungen Raum, und beyde steigen leicht in die Augen, besonders wenn der Gegenstand da ist. Alles dies begünstiget die Bezauberung, wenn es anders eine giebt! Auch die heilige Schrift bezeichnet, wie wir wissen, den Neid mit dem Bild eines scheelen Auges und die Astrologen nennen die bösen Einflüsse der Gestirne schlimme Aspecten. Es scheint also allgemein anerkannt zu seyn, daß bey dem Neid und seinen Operationen aus den Augen etwas hervorschiesse und ausfahre. Ja es hat wohl gar solche besonders aufmerksame Menschen gegeben, die die Zeiten angaben, in welchen der Stich eines neidischen Auges am schädlichsten wird, es seye nämlich vorzüglich die, wann die Person, auf welche der Neid zielt, in Glanz und Herrlichkeit auftritt, denn das schärft dem Neid seinen Dolch — zu dem geht gleichsam der Geist der verhaßten Person zu solchen Zei-

ten mehr aus sich heraus und lauft damit seinem Stoß in die Hände.

Doch wir wollen uns auf diese sonderbare Dinge, die übrigens der Betrachtung, nur aber an ihrem Ort, nicht unwerth sind, hier nicht weiter einlassen, und nun dagegen folgende 3. Puncte etwas ausführlicher behandlen:

Welche Menschen sind zum Neid am geneigtesten?

Welche sind dem Neid vor andern ausgesezt?

Und welcher Unterschied ist zwischen dem öffentlichen und dem Privat-Neid?

Wer selbst keine guten Eigenschaften hat, der wird die Tugend des andern beneiden. Denn das menschliche Herz findet seine Nahrung und sein Vergnügen entweder an dem Guten, das es selbst hat, oder an dem Uebel, das andere haben — wem nun das erste nicht vergönnt ist, der wird mit dem zweyten sich zu

befriedigen suchen. Und wer die Vorzüge eines andern gar nicht zu erreichen hoffen kann, der wird wenigstens den Abstand von ihm so viel kleiner zu machen und jenen von seiner Höhe herunter zu ziehen suchen.

Ein vorwiziger Mann, der sich mit den Angelegenheiten anderer gerne zu thun macht, ist gewöhnlich auch irrdischgesinnt. Die emsige Geschäftigkeit, mit der er nach Sachen, die ihn nichts angehen, forscht, kann doch die Absicht nicht haben, sich selbst damit Nuzen zu schaffen, er will also nichts anders, als an dem Schicksal anderer sich als Zuschauer ergözen. Der, der nur an sich und seine Angelegenheiten denkt, wird nicht viel Stoff zur Beneidung anderer finden. Denn Neid ist eine Leidenschaft, die umherschweift, überall die Strassen durchläuft, und nicht zu Hause bleibt.

„Es ist kein Vorwiziger, der nicht zugleich auch mißgünstig wäre."

Der alte Adel steht im Verdacht, daß er den neuen Adel beneide. Denn es än-

dert sich der Abstand, und es geht damit, wie mit der Täuschung des Gesichts, wo etwas rükwärts zu gehen scheint, indem das andere sich vorwärts bewegt.

Häßliche, Evnuchen, Greise, unehlich geborne sind gewöhnlich auch neidisch. Denn wer seine eigene Lage auf keine Art verbessern kann, der wird die eines andern, so weit seine Kräfte dazu reichen, zu verschlimmern suchen. Den Fall allein ausgenommen, wann solche Gebrechen an Männer von edlem und heroischem Geist kommen, die dann selbst durch diese Gebrechen ihrer Natur ihren Ruhm zu vergrössren streben. Sie wollen nämlich, die Welt soll es hören und verkündigen: ein Evnuch, ein Lahmer habe solche Thaten gethan, und über ihren Ruhm wie über ein Wunder staunen. So wars mit dem Evnuch Narses, mit Agesilaus und Tamerlan die beyde hinkten. Eben das trift auch bey denen ein, die sich nur erst aus unglücklichen Umständen wieder

empor huben. Sie sind gemeiniglich ärgerlich über die Zeiten und geniessen in dem Anblik fremden Elends gleichsam die Befreyung von dem eigenen.

Solche die aus Eitelkeit und Ruhmsucht sich in vielerley Dingen auszeichnen wollen, müssen ja wohl den Regungen des Neids unterworfen seyn. Denn überall finden sich Gegenstände, an denen er erwachen kann, weil sie nothwendig in so mancherley Sachen immer wiederum von einigen übertroffen werden. Dies war ein Zug in dem Character des Kaisers Adrians, der die Dichter und Mahler und anderer Künstler in allem, worinn er selbst gerne den Vorzug gehabt hätte, mit tödlichem Haß ansah.

Endlich sind Verwandte, Collegen, und die miteinander auferzogen werden, geneigt, ihres gleichen zu beneiden, wenn sie über sie erhoben werden. Denn diese Erhebung wird ein Vorwurf für ihren eigenen Stand, deutet gleichsam mit Fingern auf sie

hin, und unterhält in ihnen beständig eine unangenehme Erinnerung. Auch andere werden durch das bessere Glück des andern aufmerksamer gemacht. Der Neid wird aber immer so viel heftiger und stärker, jemehr er wahrnimmt, daß über eine Sache öffentlich gesprochen wird. Daher war der Neid Cains gegen seinem Bruder Abel so viel bösartiger, weil niemand dabey zugegen war, als Abels Opfer von Gott so wohlgefällig aufgenommen wurde. Dies sey von denen, die zum Neid einen besondern Hang haben, genug gesagt.

Nun zu denen, die mehr oder weniger dem Neid anderer ausgesezt sind. Männer von ausgezeichneten Vorzügen, werden, wenn sie erhoben werden, weniger beneidet, denn ihre Erhebung scheint etwas zu seyn, das man ihnen schuldig ist. Ueber die Bezahlung einer Schuld wird keiner neidisch, wohl aber über eine Belohnung über Verdienst. Der Neid läßt sich allerdings

auch auf Vergleichungen mit andern ein; wo alle Vergleichung wegfällt, da findet auch Neid nicht Statt. So werden Könige nur wiederum von Königen beneidet. Doch verdient es bemerkt zu werden, daß der Mann ohne Verdienst bey seiner Erhebung Anfangs am stärksten beneidet wird, weniger aber in der Folge, da hingegen würdige und Verdienstvolle Personen alsdann erst dem Neid ausgesezt sind, wann ihr gutes Glück lange schon gedauert hat. Ihre Verdienste bleiben freylich immer dieselbigen, aber sie fallen nicht mehr so stark in die Augen, und es tretten immer wieder andere, vorhin unbekannte Menschen auf, die sie verdunklen.

Die vom Adel werden, wann sie auch mit Ehre überhäuft werden, immer weniger mit Mißgunst angesehen, da es nur eine Schuld zu seyn scheint, die man den Verdiensten ihrer Ahnherrn bezahlt. Ueberdies scheint ihre sonst so glückliche Lage nur wenig dabey zu gewinnen. Der Neid sticht

übri-

übrigens, gleich den Stralen der Sonne, heftiger in der Höhe, als auf ebenen Oertern, eben darum haben die, welche Stufenweise erhoben werden, weniger von ihm zu leiden, als solche, die wie mit einem Sprung zu hohen Ehren kommen.

Diejenige, mit deren Würden lästige Geschäfte, Sorge und Gefahren verbunden sind, haben immer weniger gegen neidische Tücke anderer zu kämpfen. Da glaubt man gewöhnlich, daß sie ihr Glück sehr theuer bezahlen müssen, und fängt an, zuweilen sogar mit Mitleiden sie anzusehen. Mitleiden aber erstickt beynahe immer den Neid. Man hört daher gemeiniglich kluge und nüchtern denkende Staatsmänner, die glänzende Ehrenstellen bekleiden, immer darüber klagen, was für ein trauriges Leben sie hätten, indem sie stets das Lied singen: Was müssen wir nicht alles leiden!

Nicht als ob sie das würklich fühlten, sondern dem Biß des Neides zu entgehen,

Dies versteht sich aber nur von Geschäften, die solchen Männern übertragen werden, nicht von denen, die sie selbst an sich reissen. Denn es erregt wohl nichts mehr den Neid, als jenes ehrsüchtige Geizen nach Geschäften, die man alle allein haben und besorgen will; und nichts verdrängt im Gegentheil neidische Regungen mehr, als wann der, der auf einer erhabenen Stufe steht, seinen Untergeordneten nichts entzieht. Auf diese Art hat er gerade so viele zu seinem Schuz gegen den Neid, als Diener unter ihm sind.

Vor allen andern aber erwecken die den Neid am meisten gegen sich, die mit ihrem grossen und vorzüglichen Glück übermüthig und aufgeblasen prahlen, und die nie mit sich selbst zufrieden sind, als wann sie ihre hohe Macht entweder durch äusserlichen Glanz, oder durch den Triumph über ihre Feinde oder Rivalen, der Welt zeigen, da im Gegentheil der Kluge zuweilen dem Neid ein Opfer bringt, indem er sich in solchen Sa-

chen, die ihm weniger am Herzen liegen, absichtlich übertreffen läßt. Nichts destoweniger ist es wahr, daß man dann weniger von dem Neid zu leiden hat, wann man seine grosse Macht frey und offen sehen läßt, — nur daß es ohne Uebermuth und Eitelkeit geschehe — als wann man sie listig und gleichsam verstohlen dem Tadel zu entziehen sucht. Denn damit scheint man dem Glück selbst Vorwürfe machen zu wollen, als seye man seiner Unwürdigkeit sich bewußt, was denn freylich andere zum Neid vorzüglich reizt.

Um nun diesen Theil unserer Materie zu beschliessen, so müssen wir noch das zulezt hinzufügen. Wie wir schon oben gesagt haben, daß die Wirkung des Neids einer Bezauberung gleiche, so hat man auch keine andere Cur gegen ihn als die, die man bey jeder Art von Bezauberung gebraucht, daß man nämlich sein Loos auf einen andern, wie sie es nennen, übertrage und es

auf diese Art von sich wegbringe. Die klügeren unter den Vornehmen lassen in dieser Absicht immer neben sich Einen auftretten, auf den sie die Mißgunst anderer, die auf sie gefallen wär, hinleiten und so von sich ablehnen, zuweilen auf ihre Gehülfen und Bedienten, zuweilen auf ihre Collegen und Gesellschafter, oder auf irgend einen andern, den sie vor sich hinstellen. Man trift auch zu diesem Gebrauch immer solche ungestümme und unbesonnene Menschen an, die kein Bedenken tragen, wenn sie nur ihre Macht und ihren grossen Würkungs-Kreis zeigen können, es um jeden Preis, auch selbst mit der gröstem Gefahr, zu erkaufen.

Wir kommen nun auf den öffentlichen Neid zu reden.

Dieser hat doch wenigstens noch eine gute Seite, was sich von dem Privatneid ganz und gar nicht sagen läßt. Der öffentliche Neid gleicht nämlich jenem wohlthätigen Ostracismus, der grosse Männer, wann

sie zu einer unmäßigen Höhe emporsteigen, in die gebührende Schranken zurückweißt, daher ist auch er den Mächtigen ein Zaum, um sich nicht allzusehr zu erheben.

Dieser Neid, der nach dem neueren Sprachgebrauch öffentliches Mißvergnügen heißt (von dem wir in der Abhandlung von Aufstand und Empörungen ausführlicher handlen werden) ist in Monarchien und Republiquen einer Seuche nicht unähnlich. Denn so wie eine Seuche die gesunden Theile ansteckt und verderbt, so macht dieser Neid auch, wenn er einmahl den Staat ergriffen hat, selbst die besten Staats-Geseze und Einrichtungen verhaßt und gleichsam stinkend. Man gewinnt eben darum nur wenig damit, wenn man nun durch Einmischung anderer gefälliger und dem Volk angenehmer Handlungen das bedecken will, was allgemein verhaßt ist, denn gerade dies verräth eine gewisse Schwäche und eine Furcht vor dem Neid, der dann nur so viel grösseren Scha-

den anrichtet, wie dies auch bey Seuchen der Fall ist, die um so leichter anstecken, wenn man Furcht davor hat.

Dieser öffentliche Neid trift mehr die Staatsdiener und Minister als die Könige selbst. Aber doch darf man das als eine sichere Regel annehmen: Ist der Haß, der auf den Diener fällt, groß, und die Ursache dazu nur gering, oder ist der Haß so allgemein, daß er auf alle Staats-Bedienten fällt, dann ist es damit, wenn gleich nur versteckt, auf den König oder den Staat selbst auch angesehen. So viel von dem öffentlichen Neid oder dem allgemeinen Mißvergnügen und von seiner Verschiedenheit von dem Privatneid, von dem wir vorher schon gehandelt haben.

Nur noch im allgemeinen wollen wir von dem Neid das hinzu sezen, daß unter allen Leidenschaften keine so ungestümm und anhaltend sey. Denn andere Leidenschaften bedürfen von Zeit zu Zeit einer gewissen Ver-

anlaſſung, mit Recht aber heißt es von dem Neid: er feyre nie, weil er immer zu ſeinen Uebungen Stoff findet. Man hat daher auch die Bemerkung gemacht, daß Liebe und Neid den Menſchen abzehren, welches andere Affecten nicht eben ſo thun, weil ſie nicht immer anhalten. Neid iſt auch die niedrigſte und bösartigſte unſerer Leidenſchaften, daher er auch als ein eigenthümlicher Zug dem Teufel beygelegt wird, von dem es heißt: er ſey ein neidiſcher Feind, der des Nachts Unkraut unter den Weizen ausgeſtreut habe; wie es auch wirklich immer geht, daß der Neid zum Nachtheil jeder guten Sache — als des Weizen — ſein Werk mit Liſt im finſtern treibt.

10.

Ueber Liebe.

Der Liebe hat das Schauſpiel mehr zu verdanken, als das menſchliche Leben, denn

immer giebt Liebe den Stoff zum Lustspiel, zuweilen auch zum Trauerspiel, aber im menschlichen Leben richtet sie öfters Schaden an, bald als eine Sirene, bald als eine Furie. Keiner von jenen grossen und berühmten Männern, deren das ältere oder frühere Zeitalter gedenkt, ließ sich, wie man bemerken kann, von jener unsinnigen Liebe hinreissen. Man sieht daraus, daß grosse Seelen und grosse Unternehmungen mit dieser kleinen Leidenschaft sich nicht vertragen. Jedoch ist hievon der römische Duumvir *Marcus Antonius*, und der Decemvir *Appius Claudius*, der unter den Gesezgebern Roms den ersten Rang behauptet, auszunehmen. Der eine von diesen war in der That ein üppiger Wollüstling, der andere aber ein sehr verständiger und sehr ernsthafter Mann. Daraus läßt sich abnehmen, daß die Liebe, wenn schon etwas selten, sich nicht nur in offene, sondern auch wohl in besser verwahrte Herzen, wenn sie nicht streng bewacht werden, einschleichen kann. Ver-

ächtlich und niedrig ist, was Epicur in dieser Hinsicht sagt:

Wir sind einer dem andern ein grosser Schauplaz.

Als wenn es dem Menschen, der doch zur Betrachtung des Himmels und seiner Körper gebohren ist, genügen sollte, einen so unbedeutenden Gözen anzubeten, und sich auf diese Art, zwar nicht mit dem Gesicht, wie die Thiere, aber doch mit dem Auge, das nach erhabeneren Dingen blicken soll, zu erniedrigen.

Wann wir das Ausschweifende dieser Leidenschaft erwägen, wie sie sich über die natürliche Beschaffenheit und den wahren Werth der Dinge frech hinwegsezt, so erscheint uns das sonderbare daran auch daraus, daß ewige Hyberblen nur bey der Liebe sich finden, und das bemerkt man nicht eben einzig im Ausdruck solcher Reden, diese Hyberblen zeigen sich auch in der That. Denn so wahr es ist, was man sagt, der gröste Schmeich-

ler, mit dem alle kleinere Schmeichler übereinstimmen, sey ein jeder gegen sich selbst, so ist doch der Verliebte noch etwas mehr, er übertrift sie alle. Noch nie besaß doch wohl einer einen solchen Grad von Stolz, daß er sich auf eine so lächerliche Art erhoben hätte wie der Liebhaber seine Geliebte. Mit Recht hat man daher jenen Saz als richtig angenommen: Lieben und noch weise dabey seyn, ist kaum einem Gott vergönnt.

Und diesen Wahnsinn bemerkten nicht eben nur andere, auch die geliebte Person selbst und sie wohl am deutlichsten, wenn sie nicht gegenseitig verliebt ist. Denn es ist zuverläßig, daß Liebe immer entweder mit Gegenliebe oder mit geheimer Verachtung erwiedert wird.

Um so mehr haben Menschen diese Leidenschaft zu fliehen, die nicht nur andern sondern sich selbst auch den Untergang bereitet. Die übrigen Nachtheile, die sie sonst

noch bringt, sind in jener Sage der Dichter gut ausgedrückt:

Daß nämlich der, welcher der Helena den Vorzug gab, die Gaben der Juno und Pallas verscherzt habe.

Denn wer zu sehr der Liebe fröhnt, muß auf Weisheit und Reichthum Verzicht thun.

Diese Leidenschaft hat auch ihre eigene heftige Anfälle und zwar zu solchen Zeiten, in denen das Gemüth weichlicher gestimmt und schwächer ist, wie etwa im Glück oder im Unglück, wenn gleich die leztere weniger noch bemerkt wurde. Beyderley Zufälle des Lebens entzünden die Liebe und machen sie noch feuriger, und das belehrt uns denn hinlänglich, daß sie nur eine Ausgeburt der Thorheit ist.

Am besten handlen die, die diese Leidenschaft, wann sie sich nicht ganz von ihr losmachen können, wenigstens mäßigen und von ernsthaften Dingen und den Geschäften des Lebens ausschliessen. Denn wenn hier

die Liebe sich einmischt, so kommt alles in Verwirrung, und sie treibt den Menschen dahin, daß er den geraden Weg zur Erreichung seines Ziels nicht mehr verfolgen kann. Wie es nun auch damit seyn mag, so sind Soldaten der Liebe ergeben, eben, so glaube ich, wie sie dem Bacchus huldigen. Für Gefahren will man sich mit dem Genuß der Wollust bezahlen.

Der menschlichen Natur ist ein gewisser geheimer Zug, eine verborgene Neigung zur Liebe angebohren. Verzehrt sie sich nicht gleichsam, indem sie einen oder wenige umfaßt, so fällt sie natürlich auf mehrere und macht die Menschen milder und wohlwollender, wie man dies an Mönchen zuweilen sehen kann.

Ehliche Liebe pflanzt das Menschen-Geschlecht, gesellschaftliche Liebe macht es vollkommener, geile Liebe vergiftet und entehrt es zugleich.

11.

Ueber Obrigkeitliche Aemter und Würden.

Männer, die obrigkeitliche Aemter bekleiden, sind dreyfach unterworfene Knechte. Sie sind Knechte des Fürsten oder des Staats, Knechte des öffentlichen Rufs und Knechte ihrer Geschäfte. So haben sie also gar keine Freyheit, nicht für ihre Personen, nicht bey ihren Handlungen, nicht in ihrer Zeit. Es ist eine sonderbare Art von Begierde, nach Macht sich sehnen, und seine Freyheit darüber verlieren, oder über andere Gewalt haben wollen, und der Gewalt über sich selbst sich damit zu begeben. Mit Mühe nur ersteigt man höhere Würden, und durch saure Arbeit kommt man nur zu noch grösseren Arbeiten; selten geht es so ab, daß nichts unwürdiges dabey mit unterliefe; gerade durch unwürdiges Betragen gelangt man oft zu Würden.

Um das Stehen in hohen Würden ist es eine schlüpfrige Sache und der Rücktritt führt entweder zu einem gähen Sturz oder doch wenigstens zu einer Verfinsterung, die ja selbst auch etwas trauriges und melancholisches hat.

Da du nicht mehr seyn kannst, was du warest so magst du auch gar nicht mehr leben.

Aber selbst das Zurücktretten, wenn man auch wollte, steht nicht in unserer Gewalt, und sie wollen nicht einmahl die Menschen, wenn es vernünftig wäre, das zu thun. Auch alsdann, wenn schon das Alter oder Schwachheit, welche doch Eingezogenheit und Ruhe heischen, sich bey ihnen einstellt, ist das Leben eines Privat-Mannes ihnen noch unerträglich, und sie sind kleinstädtischen Greisen gleich, die vor den Thüren sitzen wollen, ob sie gleich dem Gelächter dadurch sich aussezen.

Männer in hohen Aemtern müssen in Wahrheit sich in die Meynungen anderer versezen, um sich selbst für die glükliche Leute zu

halten, für die man sie ansieht; denn wenn sie nach ihrem eigenen Gefühl die Sache beurtheilen, so finden sie nichts dergleichen bey sich. Aber wenn sie bey sich erwägen, was andere von ihnen denken, und wie gern sie mit ihnen tauschen möchten, so sind sie glüklich, doch nur von aussen, nur dem Ruf nach, da sie vielleicht in ihrem Inneren gerade das Gegentheil davon erfahren. Denn ihre Leiden fühlen sie immer zuerst, ihre Fehler aber immer zulezt. In Wahrheit Männer, die so vorzüglich mächtig und über andere erhaben sind, kennen sich selbst nicht; indem sie durch Geschäfte zerstreut werden, entgeht ihnen die Zeit, und sie sorgen so wenig für die Gesundheit ihres Körpers als ihrer Seele.

Mit Centner Last liegt auf dem der
finstere Tod, der von allen, nur
von sich selbst nicht gekannt, dahin
stirbt.

Mit grosser Macht ist grosse Freyheit verbunden, Gutes oder Böses zu thun, das

leztere aber ist als ein trauriges Uebel anzusehen, denn beym Bösen ist zwar das gröste Verdienst, es nicht zu wollen, aber zunächst ist alsdann das Beste, es nicht zu können. Macht besizen wollen, um sich um andere recht verdient machen zu können, das ist eigentlich der wahre und rechtmäßige Zweck der Ehrbegierde. Gute Gesinnungen sind allerdings Gott angenehm, allein in Rüksicht auf die Welt, wenn es nicht zur That damit kommt, haben sie nicht viel mehr Werth als gute Träume. Dies kann aber nicht wohl geschehen ohne ein öffentliches Amt, oder eine gewisse Gewalt, wodurch wir gleichsam auf eine höhere Stufe zu stehen kommen.

Verdienste und gute Werke sind die rechten Zwecke menschlicher Arbeitsamkeit und das Bewußtseyn, sie zu haben, vollendet die Seelenruhe des Menschen.

Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte und siehe! es war alles sehr gut

Dann

Dann erst folgte der Ruhetag darauf.

Bey der Verwaltung deines Amts stelle dir die besten Beyspiele vor Augen, denn auf Nachahmung kommt es doch endlich bey allen Vorschriften an. Nach einiger Zeit halte dir dein eigenes Beyspiel vor, und prüfe dich selbst genau, ob du nicht besser angefangen als fortgefahren? Auch die Beyspiele solcher, die eben dasselbe Amt schlecht verwaltet haben, laß nicht ausser Acht — nicht um dich selbst auf Kosten ihres Andenkens zu preisen, vielmehr um dich dadurch zu erinnern, welche Abwege du zu vermeiden habest. Man reformire also, aber ja! ohne sich selbst dabey zu brüsten und ohne die vorhergegangene Zeiten und Personen herabzusezen. Sey fest entschlossen, trefliche Muster an dir selbst eben so gut aufzustellen als nachzuahmen. Führe die Sachen auf ihre erste Einrichtung zurück, und beurtheile darnach, worinnen und welche Art es zu nachtheiligen Veränderungen damit gekommen sey. Doch muß

du auf die verflossenen und gegenwärtigen Zeiten hinsehen — in die alten um dich zu belehren, was das Beste war, in die neuere, um zu wissen, was das tauglichste seyn möchte.

Suche in dem, was du nach deiner amtlichen Gewalt thust, gewisse feste Regeln zu behaupten, damit andere mit klaren Augen sehen, was sie zu erwarten haben — doch sey auch nie zu hartnäckig und so kurz abgebrochen, daß du auf nichts als auf deinen Befehl achtest, und dann, wann du von der Regel abweichest, erkläre immer genau, warum es geschehe.

Die Rechte deines Amtes behaupte standhaft, aber darum fange doch nicht sogleich Streitigkeiten über Jurisdiction an; Benehme dich so, daß du von deinen Rechten lieber stillschweigend und ohne weitere Anfrage in der That Gebrauch machest, als daß du die Sache mit Geräusch zur Sprache bringest und weitläufig behandlest.

Auch die Rechte der niedrigeren, die untergeordneten Stellen vertheidige und verlaß sie nicht. Rechne dirs zu grösserer Ehre, die Aufsicht über das Ganze zu haben und anzuordnen, als dich mit allem zu bemengen. Leute, die dir zur besseren Ausrichtung deines Amts, zur Unterstüzung und zur Belehrung dienen können, laß dir willkommen seyn und lade sie so gar ein; Auch die, die dir ihre Dienste dazu anbieten, weise ja nicht als zudringliche ab, die sich in deine Sachen mischen wollen, ziehe sie vielmehr durch gefälliges Betragen an dich und nimm sie gerne auf.

Bey dem Gebrauch amtlicher Gewalt kommen besonders diese vier Fehler vor:

zu grosse Verzögerung, Bestechung, rauhes Betragen und zu grosse Nachgiebigkeit.

Um den ersten Fehler, die Verzögerlichkeit, zu vermeiden, so erschwehre den Zutritt zu dir nicht, übergehe die ausgesezte bestimm-

te Zeiten nicht, vollende angefangene Geschäfte und laß ausser dem Nothfall keine neuen dazwischen kommen.

Gegen Bestechungen führe dich so, daß du nicht nur deine und der Deinigen Hände von Geschenken rein erhaltest, sondern sorge auch, daß selbst die Hände der Supplicanten sich nicht öffnen, um geben zu wollen. Das erstere erreicht man sicherlich, wenn man ehrlich ist, aber auch das zweyte wird gelingen, wenn man seine gute Gesinnungen und seine Verabscheuung gegen Bestechungen öffentlich und absichtlich bezeugt. Hüte dich aber nicht einzig vor dem Vergehen selbst, hüte dich auch vor Verdacht. Wer unbeständig ist und ohne öffentlich bekannte Ursache öffentlich sein Betragen ändert, der macht sich der Bestechung verdächtig. Immer also, so oft du von deiner erklärten Meynung oder von deinem einmahl angefangenen Verfahren absiehest, bekenne es offen und laut, zugleich aber auch erkläre mit ganzem Fleiß die Gründe,

die dich dazu bewogen haben, und glaube ja nicht, daß du die Sache, unbemerkt von andern, im Verborgenen machen könnest. Einen Bedienten, der bey seinem Herrn in Gnaden steht, und viel über ihn vermag, sieht man gemeiniglich, wenn der Welt kein Grund zu einer so vorzüglichen Zuneigung bekannt ist, als einen Schleichweg an, durch den Bestechungen laufen.

Rauhes Betragen erregt nur Abneigung und Ungunst, ohne daß etwas damit gewonnen wird. Strenge jagt doch noch Furcht ein, aber ein rauhes Betragen nur Haß. Auch Verweise, die von höheren Orten kommen, müssen nachdrücklich, nie aber beschimpfend seyn.

Zu grosse Nachgiebigkeit ist noch schlimmer als selbst Bestechungen, denn diese werden nur hie und da versucht, allein wer sich Zudringlichkeiten gefallen läßt oder durch andere kleine Rücksichten leiten läßt, dem wer-

den sie überall in den Weg tretten. Wie Salomo sagt:

> Es ist nicht gut, daß man die Person ansehe, ein solcher wird um einen Bissen Brod Unrecht thun.

Was die Alten sagten, ist ganz wahr:

> Aus dem Amt erkennt man den Mann.

Einige zeigt es als bessere, andere als schlimmere Menschen.

> Nach aller Meynung hätte man ihn für einen tüchtigen Regenten gehalten, hätte er nicht wirklich regiert,

sagt *Tacitus* von *Galba*. Von *Vespasian* dagegen:

> Er allein sey unter den Herrschern ein besserer Mensch geworden, als er vorhin war.

Bey dem einen versteht *Tacitus* die Regierungs-Kunst, bey den andern den moralischen Character.

Es ist ein unverkennbares Zeichen einer edlen Seele, wenn man durch Ehrenstellen besser wird. Ehre ist, oder sollte wenigstens, der Plaz für die Tugend seyn. Und so wie in der Natur die Körper reissender nach ihren Ort hin und dann ruhiger an den Ort selbst sich bewegen, so ist auch die Tugend bey ihrem Streben nach Ehre etwas heftiger nach errungener Ehre aber so viel gemäßigter.

Der Weg, auf dem man zu dem Gipfel der Würden aufsteigt, führt gleichsam durch eine gewundene Treppe, und giebt es Factionen, die etwas vermögen, so ist es gut gethan, sich, so lang man im Aufsteigen begriffen ist, einer Parthey anzuhängen, aber alsdann sogleich wieder sich ins Gleichgewicht zu sezen, wenn man einen Zweck erreicht hat.

Das Andenken deines Amts-Vorfahrers laß ungekränkt, wo nicht, so wird dein Nachfolger mit gleicher Münze dich bezahlen.

Auch deine Collegen behandle freundschaftlich, und rufe sie lieber, wo sie es nicht erwarten, als daß du sie weglassest, wo du sie billig hättest rufen sollen. Erinnere dich der Stufe, auf der du stehst, nicht gar zu oft, und erwähne ihrer nicht zu häufig in den täglichen Unterhaltungen oder in Gesellschaften des gemeinen Lebens. Vielmehr sage man von dir:

Er ist ganz ein anderer Mann, wenn er sizt und sein Amt verwaltet.

12.

Ueber Dreistigkeit.

Jener in den Schulen so bekannte Ausspruch des *Demosthenes* ist gleichwohl auch für einen Weisen des Bemerkens nicht unwerth.

Als nämlich *Demosthenes* einst gefragt wurde, welches die erste Eigenschaft eines Redners seye, antwortete er: Die *Action*.

Welches die Zweyte? Die *Action.*

Und welches die Dritte? Die *Action.*

Das sagte Er als der gröste Kenner von der Sache, und als ein Mann, der der Natur in dem, was er hier lobte, eben nicht sehr viel zu verdanken hatte. Es ist sehr auffallend, daß dieses Stück der Rede-Kunst, das nur obenhin die Sache berührt und mehr zu den Vorzügen eines Comödianten als Redners gehört, so hoch über jene edlere Theile, über Erfindung, Ausdruck und andere Stücke hinaufgesezt, und als ob damit die ganze Haupt-Sache berichtiget wäre, beynahe einzig angepriesen wird. Allein der Grund hievon ist leicht zu finden. In des Menschen Natur liegt gemeiniglich mehr Thorheit als Weisheit, daher wirken denn auch diejenigen Künste, die jenen thörichten Theil in den Gemüthern einzunehmen wissen, am mächtigsten auf sie.

Als ein Gegenstück davon und so recht in völliger Uebereinstimmung damit zeigt

sich jene Dreistigkeit bey bürgerlichen Geschäften.

Was ist hier bey diesen das erste?

Dreistigkeit.

Was das zweyte? Dreistigkeit.

Was das dritte? Dreistigkeit.

So sehr auch Dreistigkeit eine Geburt der Unwissenheit und einer elenden Denkungsart ist, so wenig sie den übrigen Kenntnissen, die zur Behandlung bürgerlicher Geschäfte gehören, an die Seite gesezt werden kann, so bezaubert sie gleichwohl und macht aus schwachköpfigen Menschen oder aus furchtsamen Gemüthern was sie will. Und in diese Classe gehört gerade der gröste Theil der Menschen. Aber selbst auch Weisen thut sie in Augenblicken der Schwachheit Gewalt an.

Wir finden daher, daß Dreistigkeit in Democratien beynahe alles gelte, in Aristocratien und Monarchien aber nur sehr wenig. Anfangs in den ersten Augenblicken

vermag der Dreiste, wo man ihn zur Ausführung gebraucht, mehr als nachher, denn das, was man unüberlegt versprochen hat, leistet oft Dreistigkeit. So wie hie und da Marktschreyer auftretten, die ihrem Vorgeben nach den leiblichen Uebeln des Körpers abzuhelfen verstehen, eben so giebt es auch Menschen, die es wagen die schwersten Curen an dem politischen Körper zu übernehmen. Es mag ihnen mit einigen wenigen Versuchen gelungen seyn, allein noch öfter, weil sie keine gründliche Wissenschaft haben, wird es ihnen damit mißlingen.

Mitunter findet man auch einen Dreisten, der jenes Wunder von Mahomet nachmacht. Mahomet hatte das Volk beredet, er wolle einen Hügel zu sich herbeyrufen und auf dessen Spize für die Verehrer seines Gesezes ein Gebet zum Himmel schicken. Das Volk lief schaarenweiß hinzu, und Mahomet rief einmahl über das andere seinen Hügel herbey. Aber da der Hügel unbeweglich ste-

hen blieb, so sagte er — ohne im geringsten darüber verlegen zu werden. — Wenn der Hügel nicht zu Mahomet kommt, so kommt Mahomet zum Hügel. Gerade so ist es auch mit Jenen, wenn sie grosse Dinge auszuführen übernommen haben und schimpflich dabey bestanden sind, so machen sie, wenn sie den höchsten Grad der Unverschämtheit erreicht haben, aus der Sache einen Scherz, ziehen sich aus der Schlinge und damit hat alles sein Ende. Männern, die viel Verstand haben, sind wahrlich solche Dreiste etwas verächtliches und selbst für den Pöbel hat solche Dreistigkeit etwas lächerliches. Denn wenn Ungereimtheit der Gegenstand des lächerlichen ist, so muß eine grosse Dreistigkeit allerdings eine Sache zum belachen seyn. Es gibt beynahe kein angenehmeres Schauspiel als solch einen Dreisten beschämt und verwirrt zu sehen — dann zieht er mit seinen Mienen ein, aber es läßt ihm häßlich und es kann auch nicht fehlen. Denn bey

andern verschämten fliessen die Säfte ab und zu, bey dem Dreisten aber, wenn ihm so etwas begegnet, stocken sie und er steht betäubt da, wie der Mitspieler im Schach, dem kein weiterer Zug mehr übrig bleibt. Doch dies leztere paßt besser zu einer Satyre, als zu einer ernsthaften Betrachtung.

Darauf aber hat man zu merken, daß Dreistigkeit immer blind ist, sie sieht keine Gefahren, keine Hindernisse. Daher ist sie bey Berathschlagungen über eine Unternehmung schädlich, aber zur Ausführung ist sie nüzlich. Will man den Dreisten mit Sicherheit gebrauchen, so muß man ihm nirgends die oberste Stelle anvertrauen, er darf immer nur zur zweyten Classe gehören, und muß von andern geleitet werden. Bey Entschliessungen ist es gut, Gefahren vor Augen zu haben, bey der Ausführung aber, wenn die Gefahr nicht zu bedeutend ist, muß man seine Augen schliessen.

13.
Ueber Güte und Gutherzigkeit.

Unter Güte verstehe ich eine Gesinnung, die durch Wohlthun und Wohlwollen gegen die Menschen sich auszeichnet, das, was die Griechen unter φιλανθρωπία (Menschen-Liebe) begreifen. Das Wort Menschlichkeit, wie man es in der gemeinen Sprache gebraucht, umfaßt nicht so viel, und drückt die volle Bedeutung nicht hinlänglich aus. Güte nehme ich als Gesinnung, als eine erworbene Fertigkeit an, Gutherzigkeit aber als eine blosse Neigung.

Unter allen Tugenden und Vorzügen des Geistes behauptet Güte den ersten Rang, da sie gleichsam eine Nachbildung der Gottheit und eine wesentliche Eigenschaft der göttlichen Natur ist. Wenn sie gänzlich fehlte, so würde der thierische Mensch nichts als ein unruhiges bösartiges elendes Geschöpf, ja wohl gar eine Gattung schädlicher Würmer seyn.

Die moralische Güte stimmt mit jener christlichen Tugend, der Liebe, überein und kann nie auf einen zu hohen Grad steigen, wohl aber sich auf Abwege verirren. Uebermäßige Begierde nach Kenntnissen hat die Engel vom Himmel gestürzt und den Menschen aus dem Paradies vertrieben, aber in der Liebe giebt es kein Uebermaß, und durch sie kann weder ein Engel noch ein Mensch je in Gefahr gerathen. Neigung zur Güte sizt tief eingewurzelt in der Natur des Menschen, fehlt es ihr an Stoff oder Gelegenheit wohlzuthun und sich an Menschen zu äussern, so fällt sie so gar auf unvernünftige Thiere.

Man sieht dies an den Türken, einer sonst wilden und grausamen Nation, die nichtsdestoweniger gegen die Thiere Mitleiden fühlen, und Hunden und Vögeln Allmosen geben. So daß einst, wie Busbeque erzählt, ein venetianischer Goldschmid, der zu Byzanz wohnte, kaum noch der Wuth entgieng, weil er einem langschnablichten Vogel einen

Stecken in den Hals gesteckt, und ihm diesen etwas verzogen hatte.

Diese Tugend der Güte und Liebe hat jedoch auch ihre eigene Abwege. Die Italiener haben ein schlimmes Sprichwort:

Taut buon, che val niente. So gut, daß man gar nichts taugt.

Nicolaus Macchiavel entblödete sich nicht, so gar mit ausdrücklichen Worten hinzuschreiben: Das Christenthum habe die redlichen und unschuldigen ungerechten Tyrannen in die Hände geliefert. Dies sagte er deswegen, weil noch kein Gesez, keine Parthey, keine menschliche Lehre je den Werth der Güte so über alles erhoben hat, als die christliche Religion.

Damit wir aber gegen jeden Anstoß und jede Gefahr, die uns treffen könnte, gesichert bleiben, so wird es der Mühe werth seyn, die Abwege kennen zu lernen, die uns von dem richtigen Pfad dieser so vorzüglich

ehrwürdigen Tugend ab, und in die Irre leiten können.

Sey um das Wohl anderer bemüht, aber nicht so, daß du darum der Sclave ihrer Blicke oder ihrer Wünsche seyest. Denn dies verräth wenig Festigkeit, vielmehr ist es ein Kennzeichen einer weichlichen Gefälligkeit, die einer rechtschafenen Denkungsart Fesseln anlegt und beliebig über sie schaltet. Wirf eben so wenig *Aesops* Hahn eine Perle vor, dem mit einem Gersten-Korn wohl besser gedient ist. Das Beyspiel Gottes sey hier deine Vorschrift, er läßt regnen und seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte, aber doch überschüttet er nicht alle in gleichem Maas mit Reichthümern, noch krönt er sie alle mit gleichen Ehren und Vorzügen. Gewisse allgemeine Wohlthaten müssen wir jedem zutheilen, besondere aber nur wenigen, und das mit Auswahl.

Hüte dich aber, daß du nicht das Urbild zerstörest, in dem du eine Abbildung davon auf-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

stellen willst. Die Theologie stellt bekanntlich Selbst-Liebe als das Urbild, Liebe des Nächsten aber als das Nachbild davon vor:

Verkaufe alles was du hast und giebs den Armen und folge mir nach.

Verkaufe aber ja nicht alles, was du hast, wenn du nicht kommst und mir nicht nachfolgest, das heißt, wenn du nicht eine solche Lebensart wählest, bey der du eben so gut mit wenigem als mit vielem andern wohlthun kannst. Sonst erschöpfst du die Quelle, indem du den Bach mit Wasser versorgen willst.

Diese Güte findet man übrigens oft nicht nur als eine angewöhnte und nach der Vorschrift der Vernunft geleitete Tugend, sondern auch bey einigen Menschen als eine natürliche, nicht durch Bildung erzeugte, Neigung, so wie sich im Gegentheil bey andern wiederum eine natürliche Bösartigkeit findet. Denn es giebt Menschen, die nach einem Instinct ihres eigenen Herzens das Wohl

Bayerische Staatsbibliothek München

ihres Nebenmenschen durchaus nicht wollen. Ein kleinerer Grad dieser Bösartigkeit führt zu Eigensinn, zu einer verkehrten Sucht, sich sogleich andern zu widersezen, und überall Schwierigkeiten zu machen und dergleichen. Aber der grössere Grad derselben bringt gehäßigen Neid, und geht endlich in völlige Bosheit über. Menschen dieser Art leben so recht in dem Anblick fremden Elends und vergrössern es noch immer; sie verdienen wahrlich nicht einmahl mit jenen Hunden verglichen zu werden, die dem Lazarus seine Schwüren lekten, vielmehr mit dem Geschmeis, das dem rohen und abgeschundenen Fleisch nachzieht. Man trift nicht selten Misanthropen an, denen es Vergnügen macht, Menschen an den Galgen zu führen, ob sie gleich keinen solchen Baum in ihren Garten stehen haben wie *Timon*. Solche Charactere darf man wohl als Auswürflinge und als die Schande der Menschheit ansehen. Jedoch sind das Hölzer, die vortreflich taugen,

um politische Mercurius daraus zu bilden, sie gleichen jenen krummen Hölzern, die zum Bau der Schiffe, welche hin und her geworfen werden, nicht aber der Häuser, die unbeweglich stehen müssen, brauchbar sind.

Die Güte zeigt sich in vielen Merkmahlen und Aeusserungen, wer sich gegen Gäste und Fremdlinge wohlthätig und menschenfreundlich zeigt, der erweißt sich damit als einen Weltbürger, dem es darum zu thun ist, daß sein Herz nicht einer von der übrigen Erde abgerissenen Insel gleiche, sondern dem festen Lande, das mit dem ganzen verbunden ist. Wer bey fremdem Elende mitleidet, der adelt dadurch sein eigenes Herz, aus dem wie aus den Wunden jenes so berühmten Baumes Balsam hervorfließt. Wer Beleydigungen leicht vergiebt und grössere Vergehungen verzeyht, der zeigt, daß seine Seele über alle Pfeile der Kränkungen erhaben sey.

Wer bey kleinen Wohlthaten dankbar ist, der gibt damit zu erkennen, daß er die Gesinnungen der Menschen höher als ihre Haabe schäze. Wer aber gar jenen Grad der Vollkommenheit des heiligen Apostel Paulus erreicht hat, daß er sich für das Wohl seiner Brüder hingiebt, und von Christo verbannt zu seyn wünschet, der beweißt damit, daß er der Gottheit sich nähere, und gewissermassen Christo selbst gleich werde.

14.

Ueber Adel.

Erst wollen wir von dem Adel handlen, in so fern er einen Theil des Staats ausmacht, und dann in so fern er einen besondern Stand gewisser Menschen bezeichnet. Eine Monarchie, in der der Adel ganz fehlt, ist immer eine pure uneingeschränkte *Despotie*, wie das türkische Reich. Der Adel

schwächt in etwas den Glanz, der in der Würde der Könige liegt, und zieht die Augen des Volks von dem königlichen Stamm einigermassen ab. In *Democratien* mögen die Vornehmeren eher fehlen, ja die Volksregierung ist immer da ruhiger und weniger Factionen und Unruhen ausgesezt, wo adeliche Geschlechter gar nicht sind, denn da nimmt man auf die Sache selbst, nicht auf Personen Rücksicht. Oder sieht man ja auf Personen, so geschieht dies nur, weil diese gerade die tüchtigste Geschäfts-Männer sind, nicht aber, weil sie diese Wappen oder solche Ahnen haben. Die Schweiz ist der Verschiedenheit der Religion und der Cantone ungeachtet in einem recht blühenden Zustand, denn bey ihnen hat nur das Gemeinnüzliche, nicht aber der vornehme Stand einen Werth. Vorzüglich zeichnet sich die Regierungsform der vereinigten Niederlande aus, denn wo eine allgemeine Gleichheit eingeführt ist, da geht es auch bey der Regierung selbst glei-

cher zu, und die Abgaben werden williger und schneller bezahlt.

Macht und Ansehen des Adels werfen in Monarchien auch einigen Glanz auf den Fürsten zurück, aber sie schwächen seine Gewalt, sie beleben zwar den Muth des Volks, aber sie hindern sein Emporkommen. Dann steht es immer gut, wenn der Adel nicht mehr Macht hat, als das Wohl des Staats und der Gang der Gerechtigkeit erfodert, wo sie aber doch noch einen solchen Grad von Würde behaupten, daß der Uebermuth des Pöbels an ihnen, wie an einem Damm, sich breche und die Majestät des Königes selbst nicht anzutasten wage.

Ein Adel der zahlreich aber gemeiniglich minder mächtig ist, bringt den Staat in gänzliche Dürftigkeit. Denn dies veranlaßt zu grosse Ausgaben und weil noch überdies durch die Länge der Zeit nothwendig mehrere aus dem Adel verarmen müssen, so ent-

steht daraus eine gewisse Scheidung oder ein Mißverhältniß zwischen Ehre und Geld.

Nun von dem Adel als Privatverhältniß betrachtet. Es erweckt der Anblick einer alten Burg oder eines alten Gebäudes, der der Zerstöhrung trozt, oder einer bejahrten hohen Eiche, die ganz und unbeschädiget da steht, immer einige Ehrfurcht, wie vielmehr der Anblick eines alten edlen Stammes, über den Wechsel und Stürme der Zeit nichts vermochten. Denn neuer Adel ist ein Werk der Macht der Könige, der alte nur das Werk der Zeit. Die, welche diese Stufe zuerst erstiegen, erscheinen den Nachkommen gewöhnlich in dem Licht ihrer glänzenden Vorzüge, aber nicht eben so ist es mit ihrer Rechtschaffenheit. Selten kommt man wohl anders zu hohen Ehren, als durch allerley erlaubte und unerlaubte Künste. Indessen ist es billig, daß das Andenken ihrer guten Eigenschaften auf die Nachwelt komme, und der

Ruf von ihren Fehlern und Gebrechen mit ihnen sterbe.

Glanz der Geburt hat sehr oft die Folge, daß die Kräfte weniger gebraucht werden, und wer selbst weniger Thätigkeit hat, der beneidet die Betriebsamkeit anderer. Hierzu kommt noch, daß der Adel bereits seine höchste Stufe erreicht hat. Und wer immer auf derselben Stelle bleiben muß, indessen andere emporsteigen, der wird kaum von Anfällen des Neids frey bleiben. Dem Neid anderer wird dagegen der Adeliche leichter entgehen, weil er im Besitz der Ehre gebohren zu seyn scheint. Könige, die verständige und tüchtige Männer aus der Classe des Adels um sich haben, werden zuverläßig finden, daß der Gang ihrer Geschäfte ruhiger und leichter fortgehe, wenn sie vor andern von jenen Gebrauch machen. Denn das Volk hat immer ein günstiges Vorurtheil für solche Obern, weil es sie ansieht, als wären sie gleichsam zum herrschen gebohren.

13.
Ueber Aufstand und öffentliche Unruhen.

Es ist eine Sache von grosser Bedeutung, daß die Hirten des Volks sich auf die Zeichen politischer Stürme versehen, die gerade dann am fürchterlichsten sich erheben, wenn sich alles zur Gleichheit hinneigt, so wie die Stürme in der Natur um die Zeit der Nachtgleiche häufiger und stärker zu werden pflegen. Wie man nun aber öfters das dumpfe Getöse der Winde wie aus der Ferne hören und das unmerkliche Anschwellen des Meeres noch vor dem Sturme wahrnehmen kann, so bemerken wir ähnliche Dinge, wenn politische Stürme im Anzug sind.

Oft warnt er, daß wilde Ausbrüche
drohen.

Und Kabalen und heimliche Kriege im
Hinterhalt lauren.

Wenn man anfängt häufig Schmähschriften fliegen zu lassen, freche und anzügliche

Reden über anstößige Staatsverwaltung zu führen, wenn falsche beissende Gerüchte, von Neuerungen zum Schimpf der Regierung von allen Seiten ausgestreut und gierig von dem Volk aufgefaßt werden, so gehören diese Dinge unstreitig alle unter die Zeichen eines bevorstehenden Aufruhrs. Als *Virgil* die Abstammung der *Fama* schilderte, so stellte er sie als eine Schwester der Giganten dar:

Die Mutter Erde gebahr sie, vom Zorn
der Götter entflammt, als die jüng-
ste Schwester (so geht die Sage)
von *Cæus* und *Enceladus.*

Gleich als ob Gerüchte Ueberreste vormaliger Empörungen wären, allein sie sind eben so gewiß Vorbotten bevorstehender Aufstände. Es ist übrigens eine richtige Bemerkung, daß zwischen Gerüchten von Aufruhr und zum Aufruhr selbst beynahe kein anderer Unterschied Statt finde, als zwischen Bruder und Schwester, Mann und Weib. Besonders trift dies alsdann ein, wenn das

Uebel so weit um sich greift, daß die löblichsten Anordnungen des Staats, die billig den Beyfall des grossen Haufens verdienten, und die Liebe des Volks gewinnen sollten, falsch ausgelegt, und auf eine boshafte Art beurtheilt werden, denn dies ist ein deutliches Kennzeichen eines auf einen hohen Grad gestiegenen Mißvergnügens, wie *Tacitus* richtig bemerkt:

Herrscht einmahl ein hoher Grad von
Mißvergnügen, so trift der Tadel
die gute wie die schlimme Handlung.

Aber daraus, daß solche Gerüchte unter die Zeichen bevorstehender Unruhen gehören, folgt noch nicht, daß strenge Unterdrückung derselben ein Mittel wäre, den Unruhen selbst vorzubeugen, denn mehrentheils verschwinden sie leichter, wenn man über sie hinsieht, macht man sich aber im vollen Ernst ein Geschäft daraus, sie gewaltsam zu unterdrücken, so ist die Wirkung gewöhnlich die, daß sie so viel länger anhalten.

So ist es auch immer eine verdächtige Art von Gehorsam, von dem *Tacitus* sagt: Sie thaten ihre Schuldigkeit aber doch so, daß sie lieber die Befehle ihrer Gebieter auslegen als ausführen wollten.

Befehle critisiren, sich dagegen sezen, durch Spöttereyen sie unwirksam machen wollen, was ist dies anders, als an dem Joch rüttlen und versuchen es abzuwerfen, vornemlich ist dies alsdann der Fall, wenn bey solchen Critiken über Befehle die, welche auf der Seite der Regierung sind, eine furchtsame und schonende, die Gegner aber eine kühne und trozige Sprache führen. Auch alsdann, wenn Fürsten, (nach einer richtigen Bemerkung Macchiavels) die sich eigentlich als Väter des Landes gegen alle gleich betragen sollten, sich an irgend eine Parthey anschliessen, kommt es gerne damit zum Umsturz, wie mit einem Kahn, der sich allzusehr auf eine Seite neigt, dies bestättigen die Zeiten König Heinrichs

des dritten von Frankreich. Denn Anfangs bey Entstehung der Ligue wollte er selbst zur Vertilgung der Protestanten von ihr aufgenommen seyn, aber bald darauf gieng eben diese Ligue auf den König selbst los. Tritt einmahl der Fürst mit seinem Ansehen auf die Seite einer Parthey, und seine Verbindung mit dieser wird stärker als die Verbindung mit dem Ganzen, über das er zu regieren hat, so ist der Anfang damit gemacht, daß er aus dem Besiz seiner Macht verdrängt werde.

Wenn ferner Uneinigkeiten, Duelle und Factionen öffentlich und ohne Scheu auf den Schauplaz tretten, so ist dies ein Beweis von der abgelegten Ehrfurcht gegen den Fürsten. Denn es sollen die Bewegungen der Grossen eines Staats den Bewegungen der Planeten gleichen, die, nach der angenommenen Meynung, unter dem ersten Beweger (*primum Mobile*) hinlaufen, in der Richtung, die dieser erste Beweger ihnen giebt, sich her-

umschleidern, nur aber sanft widerstreben durch ihre eigenthümliche Bewegkraft. Wenn daher die Ersten im Staat und von Adel von ihren eigenen Bewegungen gewaltsam fortgerissen werden, und wie *Tacitus* treffend bemerkt, freyer als sie wohl im Andenken an ihren Regenten sichs erlauben durften, so muß auch offenbar in den Kreislauf Unordnung und Verwirrung kommen. Ehrfurcht ist so recht vorzüglich, das womit Gott die Könige umgürtet, die er ihnen aber auch dereinst wieder zu entziehen droht: die Gürtel der Könige, spricht er, will ich lösen.

Wird ferner einer der vier Grund-Pfeiler eines Staats, sie sind Religion, Gerechtigkeit, Klugheit und Macht, erschüttert und dem Einsturz nahe gebracht, dann hat man Ursache, sich heitere Aussichten von dem Himmel zu erbitten. Doch genug von den Vorzeichen der Empörungen. Ohnehin wird uns im weiteren Verfolg unserer Betrachtungen zur bessern Erläuterung der

Sache hie und da noch eine Gelegenheit werden. Und nun zuerst etwas von dem Stoff zu Empörungen, dann von ihren Ursachen und was sie sonst noch anfachen kann, und endlich von den Gegenmitteln wider sie.

Der Stoff zu dem, was einen Volks-Aufstand erregen kann, ist eine Sache, die eine genauere Betrachtung verdient. Denn das sicherste Mittel, Aufruhr zu vermeiden ist, wenn es anders die Zeitumstände erlauben, Stoff und Veranlassungen dazu wegzuräumen. Liegen feuerfangende Materien einmahl in der Nähe, so kann wohl keiner leicht sagen, von welcher Seite her die Funken, die einen Brand erregen könnten, hervorspringen werden. Der Stoff zu Empörungen ist von doppelter Art; Grosser Mangel und Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Dinge. Man darf sicher annehmen, daß gerade so viele für Unruhen stimmen, als es Leute giebt, deren Glücks-Umstände zerrüttet sind, und die ihr

Ver-

Vermögen verschwendet haben. Daher kam jene Bemerkung Lukan's über den Zustand des römischen Reichs kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges:

Hier fressende Zinse und schnell aufschwellender Wucher;
Dort erschütterter Credit und der für viele nüzliche Krieg.

Gerade dann, wann von dem Krieg so viele Vortheile erwarten, ist es ein sicheres Zeichen, daß der Staat zu Erschütterungen und Unruhen sich hinneige. Wenn vollends Dürftigkeit und häußliche Zerrüttung der Grossen mit der drückenden Armuth des Pöbels zusammentrift, dann vornehmlich drohen grosse Gefahren. Rebellionen, die aus dem Magen ihren Ursprung nehmen, sind wohl immer die schlimmsten. Abneigung der Gemüther und Unzufriedenheit über die Lage der Dinge bringen in dem Staats-Körper eben die schlimmen Wirkungen hervor, die böse Säfte in dem physischen Körper des

Menschen erzeugen, sie führen allmählig zu widernatürlicher Hize und Entzündungen.

Die Grösse der Gefahr messe doch ja kein Fürst darnach ab, wie gegründet oder ungegründet das seye, was ihm die Gemüther abgeneigt macht, *) denn das hiesse dem grossen Haufen zu viel Vernunft zutrauen, der oft genug seine eigene Vortheile mit Füssen tritt. Auch darnach nicht, ob die Beschwerden, woraus der Haß gegen ihn entsprungen ist, groß oder gering sind. Da gerade pflegt der Haß am gefährlichsten zu seyn, wo man mehr fürchtet als wirklich fühlt.

Der Schmerz hat doch seine Grenzen,
die Furcht hat keine.

Ueberdies schlägt bey sehr grossen Bedrückungen eben das, was zur Ungeduld reizt,

*) Vielleicht hat die Unkenntniß dieser einzigen Maxime Ludwig den XVI. Krone und Leben gekostet.

auch den Muth gewöhnlich nieder, bey der Furcht ist es umgekehrt.

Ferner darf kein Fürst oder Staat die Entziehung des öffentlichen Zutrauens und das herrschende Mißvergnügen ja nicht darum für weniger bedeutend ansehen, weil etwa derselbige Widerwille schon öfter oder auch schon lange her ohne weitere nachtheilige Folgen für den Staat in den Gemüthern verborgen läge. Mag es zwar immer seyn, daß nicht jeder aufsteigende Nebel mit einem Gewitter sich endige, so kann man doch auch wiederum mit Wahrheit sagen, wenn die Gewitterwolken auch öfters vorüberziehen, so stossen sie endlich doch noch zusammen und brechen los. Und nach jenem spanischen Sprichwort

reißt endlich die Schnür bey der geringsten Spannung.

Ursachen der Empörungen sind folgende:

Neuerungen in Religions-Sachen; Steuern und Schazungen; Abänderun-

gen in Gesezen und Herkommen; Eingriffe in Freyheiten und Privilegien; allgemeine Bedrückungen; Beförderung unwürdiger Personen zu Ehrenstellen und obrigkeitlichen Aemtern; Ausländer; Theurung; Verabschiedung unversorgter Soldaten; zur Verzweiflung gebrachte Factionen, und was endlich alles, was das Volk aufbringt und es zugleich zur Behauptung ihres gemeinschaftlichen Interessens enger vereiniget.

Von den Gegenmitteln. Es lassen sich im allgemeinen ohne genauere Bestimmung gewisse Vorkehrungs-Mittel angeben, von denen wir jezt etwas sagen wollen. Die eigentliche Cur aber muß sich nach der besondern Beschaffenheit der Krankheit richten. Es kommt also hier mehr auf guten Rath, als auf bestimmte Vorschrift an.

Das erste Mittel Empörungen zu verhüten ist dies: Mit emsiger Sorgfalt jene schon obenbemerkte materielle Ursache dersel-

ben, ich meyne damit Armuth und Mangel unter den Bürgern, aus dem Weg zu räumen. Zu diesem Endzweck muß man dem Handel gehörige Freyheit verschaffen und ihn nachdrüklich befördern; Künste und Manufacturen einführen und begünstigen; Trägheit und Müßiggang verbannen; den Luxus und die Verschwendung durch Aufwands-Geseze beschränken; den Boden und die Ländereyen duech guten Anbau zum richtigsten Ertrag bringen; für das, was gekauft werden muß, billige Preise festsezen; Taxen und Steuren auf einen erträglichen Fuß sezen und dergleichen.

Ueberhaupt hat man darauf zu sehen, daß die Volksmenge, es versteht sich in Friedenszeiten, wo der Krieg keine Menschen frißt, nicht grösser anwachse, als die jährliche Erzeugnisse des Landes, die sie ernähren müssen, es erlauben. Bey Berechnung der Einwohner, ob die Menge überflüßig groß sey oder nicht, muß man ja nicht einzig auf

die Zahl der Köpfe sehen. Wären es auch wenigere, die viel verschwenden und wenig gewinnen, so werden diese gleichwohl den Staat mehr herunterbringen, als eine weit grössere Anzahl von solchen, die sparsamer leben und dagegen erwerben. Wird also die Classe des Adels und der Vornehmern so sehr vermehrt, daß sie stärker anwächst als verhältnißmäßig das gemeine Volk, so wird ein Staat sehr schnell verarmen. Die nämliche Folge hat eine zu zahlreiche Clerisey, denn sie tragen nichts zur Vermehrung des Staatsvermögens bey. Und so ist es auch derselbige Fall, wenn mehrere dem gelehrten Stand sich wiedmen, als man in Aemtern versorgen kann.

Weil denn jede Vermehrung des National-Reichthums vom Auslande gewonnen werden muß — denn was irgendwo hinzukommt, muß wo anders wegkommen — so darf man auch das hier nicht ausser Acht lassen, daß es dreyerley Dinge seyen, die ein

Volk dem andern verkauft: den rohen Stoff der Waaren, Manufakturwaaren und Fracht. Wenn diese drey Handlungszweige blühen, so wird der Zufluß von Reichthümmern immer grösser werden. Oft tritt aber der Fall ein, von dem der Dichter sagt:

Die Arbeit ist mehr werth, als der Stoff.

Wo nämlich der Arbeitslohn und die Frachtkosten den Werth der Materie übersteigen und den Staat mehr bereichern. Einen offenbahren Beweiß hievon geben die Niederländer, die zwar keine unterirrdischen, dafür aber über der Erde die ergiebigsten Goldgruben unter allen Völkern haben.

Eine einsichtsvolle Obrigkeit aber muß sich's zur ersten nnd angelegensten Sorge machen, daß Schäze von baarem Geld nicht von einigen wenigen verschlossen werden. Denn sonst könnte es kommen, daß der Staat bey grossem Ueberfluß Hunger litte. Mit dem Geld ist es eben so, wie mit dem Dünger, er befruchtet nur, wenn er über das

Land verbreitet wird. Dies läßt sich dadurch vornehmlich bewirken, wenn Wucher, Monopolien, in Viehtriften verwandelte grosse Landgüter, Schlünde, die alles verschlingen, aufgehoben, oder doch wenigstens beschränkt werden.

Wenn man erregtes Mißvergnügen heben oder wenigstens den Gefahren begegnen will, die daraus entstehen, so muß man sein Augenmerk auf die zwey Classen von Unterthanen richten, die bekanntlich in jedem Staat sich finden, nämlich die Grossen und das gemeine Volk. Ist etwa nur einer von diesen beyden Theilen aufgebracht, so ist die Gefahr dabey nicht sonderlich groß, denn langsam sind immer die Bewegungen des Volks, wenn es vom Adel nicht aufgehezt wird, und unmächtig ist dagegen der Adel, wenn das gemeine Volk nicht selbst zu Bewegungen geneigt und zum Voraus gestimmt ist. Dann ist wirkliche Gefahr vorhanden, wenn die Mächtigen darauf lauren, bis bey dem

Pöbel Gährungen sich erheben, um alsdann erst mit ihrem verhaltenen Groll loszubrechen. Die Fabellehre der Dichter erzählt, es hätten die Bewohner des Himmels sich verschworen, den Jupiter in Fesseln zu legen. Auf die Nachricht davon habe Jupiter nach dem Rath der Minerva den hundertarmigen Briareus hohlen lassen, um ihm Hülfe zu leisten. Ohne Zweifel soll Sinnbild die Monarchen belehren, wie sehr es ihre Sicherheit und ihr Wohl erfordere, die Gunst des Pöbels sich zu eigen zu machen und zu erhalten.

Schwürigen und verstimmten Gemüthern einige, aber immer noch gemäßigte, Freyheit gestatten, damit der innere Schmerz sich ausstosse und gleichsam verdampfe, wenn es nicht zur Unverschämtheit und Frechheit damit kommt, hat allerdings seinen Nuzen. Denn wer die bösartigen Säfte nach den inneren Theile zurüktreibt, und die Wunde nöthiget, das Blut in die Eingeweide zu er-

giessen, der veranlaßt höchstgefährliche Geschwüre und wohl gar tödliche Verlezungen.

Um die erbitterte und übelgesinnte Gemüther besser zu stimmen, könnte man die Rolle des Epimetheus auch dem Prometheus füglich übertragen. Denn ein wirksameres Mittel giebt es wohl nicht. Als Epimetheus sahe, daß aus Pandorens Büchse alle Plagen und Sorgen herausflögen, schloß er eiligst den Deckel zu, und behielt ganz unten die Hoffnung zurük. In der That gehört es unter die treflichsten Gegenmittel gegen das Gift der Volks-Erbitterung, wenn man es versteht, durch politische Künste Hoffnungen zu erregen, zu unterhalten und das Volk immerhin auf diese Art herumzuführen. Es ist das sicherste Kennzeichen einer klugen Regierung und Staatsverwaltung, wenn sie die Bürger da, wo sie nicht willfahren kann, durch Hoffnungen hinzuhalten weiß, und wo überhaupt alles mit solcher Vorsicht eingeleitet wird, daß

man nie von einem Ausbruch eines Uebels so plözlich übereilt werden kann, als wäre keine Ausflucht zu entkommen mehr übrig. Dies läßt sich so viel leichter bewirken, weil es sowohl einzelnen Menschen als ganzen Partheyen natürlich ist, sich selbst zu schmeicheln, oder doch sich dessen zu rühmen, was sie selbst eigentlich nicht glauben.

Es ist zwar eine ganz bekannte, aber nichts destoweniger eine trefliche, Vorsichtsregel bey den Gefahren, die öffentliches Mißvergnügen befürchten läßt, zu verhüten, daß es kein Oberhaupt gebe, unter dem das aufgebrachte und erbitterte Volk sich zusammenrotten, und zu einem Körper vereinigen könne. Unter einem solchen Oberhaupt und tauglichen Anführer verstehe ich einen Mann, der sich durch seinen Adel oder sein Ansehen über andere erhebt, der bey den Uebelgesinnten beliebt und willkommen ist, auf den aller Blicke gerichtet sind, und den man in seinen eigenen Angelegenheiten für gekränkt

hält. Entweder muß der Staat solche Männer zu gewinnen suchen, und das nicht eben nur einigermaßen, und auf kurze Zeit, er muß ihn ganz feßlen, oder er muß ihn durch einen andern von derselben Parthey verdrängen, der sich jenem entgegen stellt, und die Gunst des Volks auf diese Art theilet.

In allen Fällen ist ein dienliches Mittel, bey mächtigen Partheyen, die wider den Staat Miene machen, es zu einem Bruch unter einander zu bringen, oder wenigstens doch den Saamen des Mißtrauens unter ihnen auszustreuen. Da steht es ja wohl schlimm um den Staat, wenn die Freunde der Regierung unter sich überall entzweyt, die Gegner und Uebelgesinnten hingegen eng und fest unter sich verbunden sind.

Ich habe öfters bemerkt, daß wizige und beissende Einfälle, die Fürsten unbedachtsam entfielen, zuweilen Funken zu Empörungen wurden. Eine tödliche Wunde schlug sich Cäsar mit dem Worte: Sylla

hatte keine Wissenschaften und konnte nicht Dictator seyn. Dies einzige Wort schnitte ihnen vollends die Hoffnung ab, die sie noch bis daher genährt hatten, er werde einst seine Dictatur noch niederlegen. Galba stürzte sich selbst durch jene Rede: er werbe seine Soldaten und kaufe sie nicht, denn so verlohren die Soldaten ihre Hoffnung, Geschenke zu erhalten. Probus verlohr gleichfalls um jener Rede willen sein Leben: Lebe ich länger, so soll das Römische Reich keine Soldaten mehr brauchen. Damit verlohren die Soldaten den Muth und wurden verdrossen. Man könnte noch sehr viele solcher Beyspiele anführen. Es liegt allerdings den Fürsten sehr viel daran, bey mißlichen Umständen und gefährlichen Zeiten wohl zu überlegen, was sie sprechen, besonders in solchen kurzen Sentenzen, die wie Pfeile fliegen und die verborgenste Falte ihres Herzens aufzudecken scheinen, denn längere und ausführlichere Reden fallen lange

nicht so hart auf, und erregen weniger die Aufmerksamkeit.

Endlich sollten Fürsten, um auf jeden Fall gerüstet zu seyn, einige Männer von erprobten militärischen Kenntnissen und Tapferkeit um sich haben, um einen Aufstand sogleich in seinen ersten Bewegungen niederzuschlagen. Fehlt es daran, so pflegt Angst und Verwirrung an den Höfen der Fürsten bey dem ersten Ausbruch solcher Unruhen grösser zu seyn, als es die Gefahr verdient. Und der Staat geräth nun in die gefährliche Lage, die Tacitus mit folgenden Worten schildert:

Die Stimmung der Gemüther war so, daß wenige die ärgste Frevelthat wagten, mehrere sie wollten, und alle sie geschehen liessen.

Auf die Treue jener Kriegserfahrnen Männer muß man sich freylich verlassen können, und überhaupt müssen sie mehr allgemein einen guten Nahmen haben als irgend

einer Parthey zugethan oder dem Volk besonders ergeben seyn, aber auch mit der andern Classe der Vornehmen in gutem Vernehmen stehen. Sonst ist das Mittel schlimmer als die Krankheit.

16.

Ueber Atheismus.

Es ist weniger hart, die abentheuerlichsten Mährchen des Alcorans, Talmuds und der Legende zu glauben, als glauben das grosse Weltall sey und bestehe ohne ein verständiges Wesen. Daher that Gott auch nie ein Wunder zur Widerlegung der Freygeisterey, weil die vorhandene Werke der Natur zu dieser Absicht schon hinreichen. Nicht zu läugnen ist es übrigens, daß schlechte Kenntnisse von der natürlichen Philosophie zum Atheismus geneigt machen, gründliche Wissenschaft hingegen zur Religion zurückführe. Es möchte seyn, daß der menschliche

Verstand, wenn er die Mittelursachen bald da bald dort erblikt, am Ende seiner Untersuchungen zu seyn und nicht weiter gehen zu müssen glauben könnte, allein wenn er in seinen Betrachtungen fortfährt und die ganze Kette derselben, wie sie unter sich im genauesten Zusammenhang stehen, bemerkt, so muß er zulezt wiederum zu dem Glauben an Gott und seine Vorsehung seine Zuflucht nehmen. Und gerade jene philosophische Schule des Leucippus, Democritus und Epicurus, die vor andern des Atheismus beschuldigt wird, giebt bey genauerer Untersuchung einen recht klaren Beweiß für die Religion. Es ist doch immer noch wahrscheinlicher, daß die vier veränderliche Elemente und ein fünftes unveränderliches Wesen, die von Ewigkeit her gut zusammen geordnet sind, keines Gottes bedürfen, als daß das Heer von Atomen und unendlichen Keimen, die ohne Ordnung blos nach Zufall herumfliegen, diese Ordnung und Schönheit

heit des Weltalls ohne einen göttlichen Baumeister haben hervorbringen können. Die Schrift sagt: die Thoren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott — nicht sagt sie: die Thoren denken in ihrem Herzen — so daß sie eigentlich sich selbst mehr davon zu überreden suchen, weil sie's wünschen, als daß sie wirklich davon völlig überzeugt wären. Denn Niemand läugnet das Daseyn der Götter als der, dem es nicht gut ist, wenn es einen Gott giebt. Keinen besseren Beweiß, daß Atheismus blos Sprache des Mundes und nicht der Ueberzeugung des Herzens sey, kann man wohl haben, als den, daß Atheisten von ihren Meynungen öffentlich so viel sagen und sie vertheydigen, gleich als ob sie sich selbst nicht recht trauten und durch den Beyfall anderer erst noch darin bestärkt zu werden wünschten. Zuweilen sieht man auch Atheisten werben, und gleich andern Secten Proselyten machen. Aber was das unbegreiflichste ist, einige unter ihnen

erduldeten sogar eher Marter und Tod, als daß sie ihre Meynung zurüknähmen, und doch wenn sie wirklich die Ueberzeugung hatten, daß es mit aller Gottheit nichts seye, warum liessen sie sich so viel über die Sache gefallen? Den Epicur beschuldiget man, er habe um seines Rufes zu schonen, zwar gewisse seelige Wesen angenommen, die sich aber nur mit dem Genuß ihrer selbst beschäftigten und mit der Regierung der Welt sich nichts zu thun machten. Dies habe er, sagt man, seinen Zeiten zu Gefallen behauptet, er selbst habe ganz keinen Gott geglaubt. Allein man scheint ihm dabey doch wirklich Unrecht zu thun, denn sein Ausspruch ist recht vorzüglich schön und göttlich:

Man entehre die Gottheit nicht, wenn man an die Götter des Pöbels nicht glaube, aber man entehre sie, wenn man nach den Meynungen des Pöbels sich die Gottheit vorstelle.

Plato selbst hätte sich nicht besser ausdrücken können. Man sieht daraus, daß er zwar kühn genug war, ihren Einfluß auf die Welt-Regierung zu läugnen, aber nicht kühn genug, ihr Daseyn selbst zu verwerfen.

Die Westindier haben Nahmen für ihre besondere Gottheiten, aber keinen Nahmen, der im allgemeinen Gott bezeichnete, wie wenn zum Beyspiel die Heyden zwar die Nahmen Jupiter, Apoll, Mars, aber in ihrer Sprache kein Wort, um Gott auszudrücken, gehabt hätten. Dies ist ein hinlänglicher Beweiß, daß die rohesten Nationen doch immer einen Begriff von der Sache haben, ob sie gleich den ganzen Umfang desselben nicht fassen. So haben also die Atheisten eben so wohl die wildesten Menschen als die scharfsinnigsten Philosophen wider sich. Atheisten, die sich mit speculativen Untersuchungen abgeben, findet man gar selten, etwa einen Diagoras, Bion und vielleicht auch Lucian und einige andere. Doch

scheint wohl ihre Anzahl grösser, als sie wirklich ist, weil man gewöhnlich jeden, der Einwürfe wider diese oder jene Religion macht, oder einen Aberglauben bestreitet, von der andern Parthey mit dem Nahmen Atheist gebrandmarkt sieht.

Wirkliche grosse Atheisten sind am richtigsten die Heuchler, die immer Gott und die Religion im Munde führen, ohne daß ihr Herz etwas davon weiß, und so müssen sie denn am Ende nothwendig Brandmahle in ihrem Gewissen haben und verstokte Menschen werden.

Veranlassende Ursachen zum Atheismus sind: Spaltungen in Glaubens-Sachen, wenn deren mehrere sind, denn eine eine einzige Trennung hat immer die gute Folge, daß sie den Eifer beyder Partheyen mehr anfeuert, aber viele führen zur Freygeisterey. Eine andere Ursache liegt in dem anstößigen Leben der Geistlichkeit, wenn es so weit kommt, wie der heilige Bern-

hard sagt: man darf jezt nicht mehr sagen, wie das Volk, so der Priester, weil das Volk ja nicht mehr seyn darf, wie der Priester. Eine dritte Ursache ist, die verworfene Gewohnheit über heilige Sachen zu scherzen und zu spotten, die allmählig die Ehrfurcht gegen die Religion untergräbt. Endlich mögen auch Zeiten dazu gerechnet werden, wo man in der Gelehrsamkeit weiter gekommen ist, und die äußerlich mit Ruhe und Wohlstand verbunden sind, denn Unglück und Widerwärtigkeiten machen die Religion den Menschen nur theurer. Wer das Daseyn der Gottheit läugnet, bringt die Menschheit um ihren Adel; denn es ist nichts richtiger, als daß wir dem Leibe nach mit den Thieren verwandt sind — ist nun der Seele nach auf der andern Seite nicht auch eine Verwandtschaft mit Gott, so ist der Mensch nur ein schlechtes niedriges Geschöpf. Auch der grosse Vorzug wird der menschlichen Natur damit genommen, daß

sie zu noch höheren edleren Gesinnungen erhoben werden kann. Man nehme das Beyspiel von einem Hund und sehe doch, wie stolz und veredelt das Thier sich zeigt, wenn es sich von einem Menschen, der ihm für einen Gott oder für ein höheres Wesen gilt, angefeuert sieht. Sicher würde dieses Thier nie zu einem solchen Muth sich erheben lassen, stüzte es sich nicht auf ein höheres Wesen als es selbst ist. So fühlt sich auch der Mensch muthvoller und stärker, wenn ihn der Glaube an die Vorsehung und das Wohlwollen der Gottheit beseelt, wie er sich nie fühlen würde, wenn er sich selbst überlassen nur seinen Kräften vertrauen müßte. So wie Atheismus überhaupt verabscheuungswerth ist, so ist ers auch darum noch, weil er der Menschheit das Vermögen raubt, sich über die Schwäche ihrer Natur zu erheben. Wie es mit einzelnen Menschen ist, so ist es auch mit ganzen Nationen. Kein anderes Volk erreichte je die Seelen-

grösse der Römer. Man höre nur was Cicero sagt:

Wir mögen uns versammelte Väter! so hoch schäzen, als wir immer wollen, so übertreffen wir doch nicht die Spanier an Volksmenge, die Gallier an Stärke, die Phönizier an Verschlagenheit, die Griechen an Künsten und Wissenschaften, selbst die Italiener und Lateiner nicht an guten, diesem Land und diesem Volk so eigenthümlichen Anlagen, aber in der Ehrfurcht und Verehrung der Götter, in der einzigen Weißheit, daß wir erkennen, es werde alles nach dem Willen der unsterblichen Götter regiert, darinn haben wir den Vorzug vor allen Völkern und Nationen.

17.
Ueber Aberglauben.

Besser ist es, keinen Gott zu glauben, oder an seinem Daseyn zu zweiflen, als einen unwürdigen und entehrenden Begriff von der Gottheit zu haben. Das eine ist nur eine Sache des Unglaubens, das andere ist ein Unrecht und eine Schmach, die man Gott anthut; Aberglaube ist in Wahrheit eine Entehrung Gottes. Plutarch sagt ganz passend:

Ich wollte in der That weit lieber, die Leute sagten, es habe nie einen solchen Plutarch wirklich gegeben, von dem man sage, als es habe einen Plutarch gegeben, der seine neugebohrne Kinder gewöhnlich immer aufgegessen und verschlungen habe, wie die Dichter vom Saturn uns erzählen.

So wie der Aberglaube durch Entehrung der Gottheit gegen diese ein schweres

Vergehen ist, so wird er auch für die Menschen sehr gefährlich. Der Atheismus hebt doch die Aussprüche des gesunden Verstandes, die Philosophie, die natürliche Triebe, die Geseze, das Verlangen einen guten Nahmen zu haben nicht auf, Dinge die alle auch, ohne Hülfe der Religion, eine gewisse äussere Sittlichkeit hervorbringen können; Der Aberglaube aber vernichtet das alles, und beherrscht die Gemüther mit zügelloser Tyranney. Atheismus erzeugt daher nur selten Unruhen in den Staaten, er macht die Menschen nur vorsichtig und auf ihre Sicherheit bedacht. So gar wissen wir, daß gerade die Zeiten, wo sich alles wie zum Beyspiel unter August zur Freygeisterey hinneigte, in Ruhe vorübergiengen — Der Aberglaube hingegen war schon für mehrere Reiche und Staaten die Ursache ihres Sturzes; denn er führt eine neue Urkraft (primum mobile) ein, die alle andere Körper gewaltsam mit sich fortreißt.

Bey dem Aberglauben giebt das Volk den Ton an, und in diesem Punct folgt der Weise den Thoren, hier ist die Ordnung verkehrt, Gründe gelten nichts, dagegen entscheidet der angenommene Glaube.

Sehr bedeutend war jene Anmerkung einiger Prälaten auf der Kirchenversammlung zu Trident, bey der man das Ansehen der scholastischen Theologie sehr viel gelten ließ — die Scholastiker hätten es, sagten sie, gemacht wie die Astronomen, die eccentrische Cirkeln, epicyklen und andere dergleichen künstliche Kreise erdichteten, um die Erscheinungen besser darzustellen, wenn sie gleich völlig überzeugt waren, daß nichts von der Art in der Natur wirklich existirte. So hätten nun auch die Scholastiker allerley spizfindige und dunkle Axiomen und Theoremen ersonnen, um die Kirche zu berathen.

Veranlassungen zum Aberglauben sind: angenehme und den Sinnen schmeichlende Ce-

remonien und Kirchen-Gebräuche; zu weit getriebene, blos äussere und pharisaische, Heiligkeit; überspannte Ehrfurcht gegen Traditionen, die der Kirche unvermeidlich lästig werden muß; die Kunstgriffe der vornehmen Geistlichkeit, die sie zur Befriedigung ihres eigenen Ehr- und Geldgeizes spielen lassen; zu grosse Begünstigung jener sogenannten guten und frommen Absichten, welche den Neuerungen und dem selbst erwählten Gottesdienst (ἐθελοθρησκείαις) die Thüre öffnen; ungereimte ganz nicht taugliche Anwendung menschlicher Beyspiele und Dinge auf göttliche Sachen, was denn nothwendig irrige Ideen-Verbindungen erzeugen muß; Endlich barbarische Zeiten, in denen mancherley Elend und Verwirrung herrscht.

Aberglaube in seiner wahren Gestalt und Blösse ist immer etwas häßliches; wie der Affe durch seine Aehnlichkeit mit dem Menschen uns so viel häßlicher wird, so wird

es der Aberglaube durch seine Aehnlichkeit mit der Religion, und so wie sich gute gesunde Speisen in Würmer verwandlen, so werden aus nüzlichen Gebräuchen aus vernünftig gewählten Formeln unnüze armseelige Ceremonien. Doch kann zuweilen Furcht vor dem Aberglauben selbst mit einigem Aberglauben verbunden seyn, wenn man nämlich einen so viel besseren und richtigeren Weg zu betretten meynt, je weiter man sich von den vorherigen abergläubischen Meynungen entferne. Bey Reformen in der Religion muß man daher, wie man es bey der Reinigung seines Körpers thut, mit Vorsicht zu Werk gehen, und nicht gesunde Theile mit den verdorbenen zugleich fortschaffen. Und dies ist gewöhnlich der Fall, wenn Reformationen vom grossen Haufen geleitet werden.

18.

Ueber Reisen in fremde Länder.

Das Reisen in fremde Länder dient in jüngeren Jahren, sich Kenntnisse zu sammlen, in reiferen, grössere Erfahrungen zu machen. Wer fremde Länder bereißt, eh' er sich auf die Sprache des Landes, in das er kommt, gehörig versteht, geht nicht sowohl auf Reisen als in die Schule. Daß man jungen Leuten, die reisen, einen Aufseher oder erfahrnen Hofmeister zugebe, heisse ich ganz gut, nur muß er die Sprache des Landes verstehen und vorhin schon in jenen Gegenden gewes;n seyn, um andere belehren zu können, was in dem Land, das sie bereisen, Sehens und Bemerkens werthes sich fände; in was für freundschaftliche Verbindungen sie sich einlassen dürfen, und welche Künste und Wissenschaften da in besonderem Flor stehen. Sonst reisen junge Leute, wie

vermummte Menschen, und werden wenig bemerken, was ausser ihnen vorgeht.

Es ist sehr auffallend, daß man bey Seereisen, wo man nichts als Himmel und Wasser zu sehen hat, Tagbücher zu führen pflegt, bey Landreisen aber, wo so viele bemerkenswerthe Gegenstände vorkommen, es gewöhnlich unterläßt, als wenn zufällige Ereignisse mehr aufgezeichnet zu werden verdienten, als absichtlich gemachte Beobachtungen. Man führe also ein Tagbuch.

Gegenstände, die man zu sehen und zu beobachten hat, sind folgende:

Höfe der Fürsten, besonders wenn fremde Gesandten bey ihnen auffahren; Rathhäuser und Gerichtshöfe, wann Rechts-Sachen verhandelt werden; so auch geistliche Consistorien; Kirchen und Klöster mit ihren Denkmählern; Mauren und Festungswerke grosser und kleiner Städte; Seehäfen und Meerbusen; Alterthümer und Ruinen; Bibliotheken, Collegien, Disputationen und Vorlesungen, wo

solche gehalten werden; Schiffe und Ladungs-Pläze; Palläste, prächtige und angenehme Gärten in der Nähe grosser Städte; Zeug-häusser; Schiffswerfte; öffentliche Gewölber und Magazine; Wechselbanken; Börsen; Kaufmannsgewölber; Reut- und Fechtschu-len; Soldaten-Musterungen und militärische Uebungen und was sonst hieher gehört; Schauspiele, solche nämlich, die Leute von Stand und Geschmack zu besuchen pflegen; Garderobben und Kleinodien; Kunst-Kam-mern und Seltenheiten, endlich, was das bereißte Land sonst berühmtes und merkwür-diges haben mag. Von allem diesem müssen Aufseher oder Hofmeister die genaueste Er-kundigung einziehen. An Triumphe, mas-quirte Bälle, Gastmahle, Vermählungen, Leichenbegängnisse, Hinrichtungen und der-gleichen Schauspiele darf man ohnehin nicht leicht jemand erinnern, es sind immer Din-ge, die man nicht ausser Acht lassen muß.

Wenn es übrigens wirklich darum zu thun ist, den Nuzen, den das Reisen für junge Leute hat, in wenige Worte zusammengefaßt zu haben, und zu bewirken, daß sie in kurzer Zeit viele Kenntnisse sich sammlen, der lasse sich folgende Regeln empfohlen seyn:

Erst muß man sich, wie schon gesagt wurde, ehe man seine Reise antritt, in der Sprache des Landes ziemliche Kenntniß erworben haben. Dann soll man in Gesellschaft eines Aufsehers oder Hofmeisters, der mit dem fremden Land völlig bekannt ist, seine Reise machen, ein Punct, dessen auch schon oben erwähnt wurde. Man habe ferner stets ein Buch oder eine Landkarte von der Gegend, in der man reißt, bey der Hand, als einen beständigen Weiser, wornach man zu fragen habe. Auch ein Tagbuch soll geführt werden. In einer Stadt oder an einem Ort verweile man nie zu lang, wohl länger oder kürzer, je nachdem es der Ort verdient, aber

nie

nie eigentlich eine lange Zeit. Sogar bey seinem Aufenthalt in einer Stadt oder an einem kleineren Ort wechsle man öfters mit seinem Gasthof und ziehe aus einem Viertel derselben in das andere, denn auch dies ist öfters ein Weg, durch den man zu neuen Bekanntschaften und in den Umgang mit allerley Menschen kommt. Von seinen eigenen Landsleuten soll man sich so viel möglich entfernen und seine Kost da nehmen, wo rechtliche und gebildete Leute von der Nation, bey der man als Fremder lebt, zu Tische gehen. Auch alsdann, wann man nur von einem Ort des Landes an einen andern reißt, suche man sich Empfehlungs-Schreiben an eine bedeutende Person zu verschaffen, die ihren Aufenthalt da hat, wohin man will, um sich ihrer Freundschaft und ihrer Dienste bedienen zu können, wenn man etwas zu sehen oder genauer kennen zu lernen wünscht. Auf diese Art wird man in kurzer Zeit von dem Reisen beträchtlichen Nuzen haben.

Unter den Bekanntschaften und freundschaftlichen Verbindungen, in die man sich auf Reisen einzulassen hat, sind die, die man mit Secretairs oder geheimen Gesandschafts-Räthen macht, die nützlichsten, denn auf diesen Weg kann man, indem man nur Ein Land bereißt, Kenntnisse und Erfahrungen von mehreren Ländern zugleich sich erwerben.

Man besuche auch öfters solche Personen, die sich in irgend einer Sache auszeichnen und im Ausland einen grossen Nahmen haben, um bemerken zu können, wie Gesicht und Mienen, Haltung und Bewegung des Körpers dem grossen Ruf entsprechen.

Zänkereyen und Feindschaften weiche man mit aller Vorsicht und Sorgfalt aus. Gewöhnlich entstehen sie über verliebte Händel, bey Trinkgelagen, über Anmassung des ersten Plazes (Præsidentiam) und anzügliche Reden. Vornehmlich hüte sich doch jeder vor dem genaueren Umgang mit jähzornigen handelsüchtigen Köpfen, die sich leicht mit jeder-

mann abwerfen; Gerne verwicklen sie ihre Freunde in Streitigkeiten, die nur sie angehen.

Kommt man von seinen Reisen wiederum zurück in sein Vaterland, so vergesse man darum doch die Länder, in denen man sich als Fremder aufgehalten hat, nicht ganz und gar, vielmehr erhalte man die Freundschaft der würdigeren, mit denen man vertrauliche Verbindungen geschlossen hat und seze sie durch Briefe fort.

Daß man auf Reisen gewesen, suche man der Welt mehr in seinen Gesprächen als in seiner Kleidung oder Manieren zu zeigen — und auch hier bey seinem Reden denke man mehr darauf, gut und bescheiden zu antworten, als sogleich mit seinen Erzählungen bey der Hand zu seyn. Und dann zeige man noch besonders in seinem Betragen, man habe nicht seine vaterländische Sitten gegen fremde vertauscht, vielmehr jene nur mit den Sitten der Ausländer, wie mit einem Blumen-Straus, geschmückt.

19.

Ueber Herrschen.

Unläugbar ist es ein trauriger Zustand der Seele, wenig zu wünschen und viel zu fürchten haben, und doch ist dies beynahe das eigenthümliche Loos der Könige. Weil sie schon auf der höchsten Stufe stehen, so giebt es für sie nichts mehr zu erreichen, und damit erschlaft ihr Geist. Aber dagegen ist ihre Phantasie mit allerley eingebildeten Gefahren und schwarzen Bildern angefüllt, und das nimmt ihnen Heiterkeit und gute Laune. Eine Folge davon ist das, daß das Herz der Könige, wie die heilige Schrift von ihnen sagt, unausforschlich sey. Ein mißtrauischer Geist, der von allen Seiten Verdacht schöpft und gleichwohl keine über alle andere Affecten hervorragende herrschende Leidenschaft hat, erschwehrt überall dem andern die genauere Kenntniß seines Herzens. Daher kommt wohl auch das, daß Könige

sich selbst so oft Bedürfnisse schaffen und auf allerley Kleinigkeiten fallen, bald daß sie sich mit Bauen zu thun machen, bald daß sie einen Orden oder sonst eine Gesellschaft stiften, bald daß sie die Erhebung einer gewissen Person angelegentlich betreiben, oder auch daß sie mit irgend einer mechanischen Kunst sich beschäftigen und eine besondere Geschicklichkeit in ihrer Hand sich erwerben wollen. So legte sich Nero auf das Spielen der Zither, Domitian auf das Spizen der Pfeile, Commodus auf das Fechten, Caracalla auf das Fahren mit Wagen. Das mag denen als eine unglaubliche Sache vorkommen, die mit der Erfahrung unbekannt sind,

daß der menschliche Geist mehr Freude und Selbstzufriedenheit fühle, wann er in Kleinigkeiten fortschreitet, als wann er in grösseren Dingen stille stehen muß.

Die Geschichte zeigt uns auch Könige,

die im Anfang ihrer Regierung mit siegreichen Waffen fochten, Länder unterjochten und höchst glücklich waren, die aber am Ende noch, weil es denn doch kaum möglich ist, immer nur Fortschritte zu machen und nicht auch ein widriges Schicksal einmahl zu erfahren, dem Aberglauben und einer schwehrmüthigen Laune sich hingaben. So gieng es Alexander dem Grossen, so dem Diocletian und zu unsern Zeiten Carl dem fünften und andern. Wer gewohnt ist, immer nur weiter zu schreiten, und nun einmahl auf Hindernisse stößt, über die er nicht hinwegkommen kann, der wird am Ende über sich selbst mißvergnügt, und ist durchaus nicht mehr der vorige Mensch.

Nun etwas davon, wie Regenten auf die rechte Temperatur bey ihrer Herrschaft bedacht seyn müssen. Sie zu treffen, ist eine eben so schwehre als seltene Sache. Denn sowohl das rechte Maas als das Uebermaas be-

steht aus Dingen, die einander entgegen gesezt sind. Allein ein anderes ist, solche entgegengesezte Dinge untereinander mengen, ein anderes, sie aufeinander folgen lassen. Voll überdachter Klugheit war jene Antwort des Apollonius, die er dem Vespasian auf seine Frage, was denn eigentlich den Nero gestürzt habe? gab:

Nero, sagte er, verstand es treflich, die Zither zu schlagen und sie zu stimmen, aber im Herrschen spannte er die Sayten oft zu viel, oft wiederum zu wenig.

Und es ist auch zuverläßig wahr, daß nichts so sehr das Ansehen herabseze, als ein ungleiches, gleichsam hüpfendes, unzeitiges Wechseln mit seiner Gewalt, die jezt mit Strenge gebietet und dann wiederum mit erschlafter Gelindigkeit nachgiebt. Gleichwohl ist auch dieses wahr, daß die Staatsklugheit der neueren Zeiten, wo sie es mit den Angelegenheiten der Fürsten zu thun hat,

mehr darinn bestehe, Auswege und Mittel gegen schon ausgebrochene Uebel und Gefahren aufzufinden, als ihnen mit reifer und standhafter Klugheit vor ihrem Ausbruch entgegen zu arbeiten und sie aus dem Weg zu schaffen.

Dies heißt aber in Wahrheit nichts anderes, als in den lezten Zügen mit dem Glück es noch einmahl wagen wollen. Man hüte sich ja, die ersten Veranlassungen zu Unruhen und dem Anfang derselben ruhig und unbekümmert zuzusehen. Dem Funken, der zu einem Brand werden kann, vermag keiner zu gebieten, keiner mit Sicherheit den Ort anzugeben, von dem er aussprühen wird.

Bey den Geschäften der Fürsten tretten frey überall viele Schwürigkeiten und Hindernisse in den Weg, aber doch sind es öfters die Leidenschaften und das Betragen der Fürsten selbst, was sie am meisten aufhält, denn der Fall ist nicht selten, daß sie gera-

dazu widersprechende Dinge verlangen, wie Tacitus richtig sagt:

Heftig sind gemeiniglich die Begierden der Könige und nicht selten widersprechen sie sich.

Aber es ist der gewöhnliche grosse Fehler einer despotischen Macht, glauben, man könne nach Willkühr bey einer Sache seinen Zweck erreichen, ohne auf die Mittel zu denken, die dahin führen.

Könige haben es zu thun mit benachbarten Nationen, mit ihren eigenen Gemahlinnen, mit ihren Kindern, mit der vornehmen und niederen Clerisey, mit den Grossen des Reichs, mit dem niedern Adel, mit dem Handelsstand, mit dem gemeinen Volk und mit ihren Soldaten. Jedes dieser Verhältnisse kann ihnen gefährlich werden, wenn sie unbekümmert die Sachen gehen lassen.

Gegen benachbarte Völker lassen sich wegen der grossen Verschiedenheit der Fälle,

die kommen können, wohl keine sichere Vorsichtsregeln festsezen, eine einzige ausgenommen, die immer gilt, und diese ist:

Fürsten sollen unverrückt und immer ein wachsames Auge darauf haben, daß keiner ihrer Nachbarn seine Macht zu sehr vergrössere. Es geschehe das nun durch einen Zuwachs neuer Länder, durch Vortheile des Handels, den er an sich zu ziehen sucht, durch Annäherung an die Grenzen oder durch irgend etwas der Art, wodurch es ihm leichter wird, sich Beleydigung und Eingriffe zu erlauben. So lang jene 3 Könige, Heinrich der VIII. von England, Franz der I. von Frankreich und Carl der V. von Spanien zusammen regierten, waren sie so äußerst aufmerksam aufeinander, daß von diesen dreyen keiner auch nur eine Spanne Landes sich zueignen konnte, ohne daß die andere zween nicht sogleich das vorige Gleichgewicht wieder herzustellen gesucht, oder je zugegeben hätten, den Frieden mit schweh-

rem Geld zu bezahlen. Jenes Bündniß, dem Guicciardini die Sicherheit Italiens zuschrieb, das zwischen dem König Ferdinand von Neapel, dem Herzog von Florenz, Lorenz von Medicis und dem Herzog Ludwig Sforza von Mayland geschlossen wurde, hatte eine gleiche Wirkung. Auf die Meynung einiger Scholastiker, die behaupten:

daß kein Krieg gerecht seye, der ohne
vorhergegangene Beleydigung oder
Befehdung angefangen werde,

hat man sich nicht einzulassen.

Eine gegründete Furcht vor einer bevorstehenden Gefahr ist, wenn auch keine gewaltsame Eingriffe vorangehen, allerdings eine gültige und rechtmäßige Ursache zum Krieg.

Was Gemahlinnen den Fürsten bringen können, davon haben wir einige schwarze schröckliche Beyspiele. Livia ist berüchtigt wegen der Vergiftung Augusts. Roxolane,

Solymanns Gattin, brachte den Mustapha, jenen so ruhmvollen Prinzen ins Verderben, und damit noch überdies Verwirrung in die Thronfolge und das ganze Hauß ihres Gemahls. Die Gemahlin des englischen Königes Eduards des II. war es, die so besonders geschäftig war, ihren Gatten vom Thron zu stürzen und seine Ermordung zu bewirken. Immer ist dann vornehmlich diese Art von Gefahr zu fürchten, wann Königinnen Kinder aus einer vorhergehenden Ehe haben oder im Ehebruch leben.

Auch Kinder der Fürsten veranlaßten schon häufig die traurigsten Auftritte. Im allgemeinen muß man immer dies sagen, daß Argwohn, dem sich Väter gegen ihre Söhne überliessen, meist für sie selbst ein unglückliches Ende nahm. Die Erwürgung Mustapha's, dessen wir nur eben gedachten, schlug für Solymanns Stamm so unglücklich aus, daß die Erbfolge der Sultane bis auf den heutigen Tag für unächt gehalten wird, als

wäre es das königliche Geblüt nicht mehr, weil man Selym den II. für unterschoben hielt. Auch die Ermordung des Crispus eines hofnungsvollen Prinzen, welche das Werk seines Vaters Constantins des Grossen war, fiel eben so fatal für seine Familie aus, denn seine Söhne Constantin und Constanz starben eines gewaltsamen Todes und sein dritter noch übriger Sohn Constantius endigte zwar auf dem Krankenbette sein Leben, aber auch gegen den hatte Julian schon die Waffen ergriffen. So fiel die Ermordung des Demetrius, eines Sohnes Philipps des II. von Macedonien, dem Vater auf den Kopf zurück, den Reue und Schwermuth verzehrte. Dergleichen Beyspiele giebt es sehr viele, aber nur wenige oder wohl gar keine, wo man sagen könnte, daß für Väter in derley Fällen das Mißtrauen gute Folgen gehabt hätte, ausser etwa, wann Söhne ihre Väter öffentlich bekriegten, wie es Selym der I. gegen seinen

Vater Bajazet und 3 Söhne König Heinrichs des II. von England es thaten.

Auch Prälaten können, wenn sie Macht und Stolz haben, gefährlich werden. So gieng's zu den Zeiten Anselms und Thomas Bekett's, der Erzbischöffe von Canterbury, deren Hirtenstäbe mit dem königlichen Schwerdt sich schlügen, ob sie gleich mit raschen und stolzen Königen Wilhelm dem Rothbart, Heinrich dem I. und Heinrich dem II. ihren Kampf begannen. Gleichwohl sind solche Gefahren von Prälaten nicht sehr zu fürchten, wenn die Clerisey nicht zugleich unter der Autorität und dem Schuz einer auswärtigen Macht steht, oder wenn die Geistlichen nicht von dem Volk, sondern von dem Könige oder den Kirchenpatronen gewählt werden.

Der hohe Adel ist zwar in Schranken und in einer gebührenden Entfernung vom Thron zu halten, aber seine Unterdrückung würde einen König nur etwa weniger ein-

geschränkt machen, nicht aber zugleich auch gesicherter oder mächtiger, das zu bewirken, was er gerne zu Stand gebracht hätte. In meiner Geschichte König Heinrichs des VII. der seinen Adel immer zu demüthigen suchte, habe ich dieses bemerkt. Daher kam es denn auch, daß seine Zeiten von allen Seiten so schwürig und unruhig waren. Der Adel blieb ihm zwar treu und that auch seinen Dienst, allein er unterstüzte ihn doch nicht in seinen Angelegenheiten mit gemeinschaftlichen Kräften, und so mußte der König beynahe alles allein auf seinen Schultern tragen.

Von dem niederen Adel ist immer nur wenig zu fürchten, weil er keinen zusammenhängenden Körper ausmacht. Er kann wohl auch zuweilen eine sehr hochklingende Sprache führen, aber thun, schaden kann er nicht viel. Man muß ihn sogar begünstigen, um durch ihn die Macht des hohen Adels, wenn sie allzugroß werden will, gehörig zu mäßigen. Und dann dient er auch dazu, weil er

unmittelbar auf das Volk wirken kann, Volks-Unruhen am besten zu dämpfen.

Die Kaufmannschaft gleicht den Schlag-Adern im menschlichen Leibe; steht es mit ihr nicht gut, so kann ein Reich wohl etwa einige starke Glieder, aber es wird leere Adern und einen mageren Körper haben. Uebersezte Zölle und Abgaben von den Waaren vermehren selten die Einkünfte des Königs. Was im einzelnen gewonnen wird, wird in der Summe verlohren, weil die ganze Masse der Handlung sich verringert.

Das gemeine Volk ist meistens nur alsdann gefährlich, wenn es mächtige und beliebte Anführer hat; oder wann man in der Religion, oder in dem alten Herkommen Abänderungen machen will, oder wann Beschwerden über Steuern oder sonst andere Dinge, die seinen Unterhalt ihm schmählern, zu führen hat.

Endlich haben Regenten von dem Militär grosse Gefahren zu besorgen, wann Ar-

meen und Besazungen zu einem Körper vereinigt und an Geschenke gewöhnt werden. Einleuchtende Beyspiele davon haben wir an den Janitscharen und den ehmaligen Prätorianern. Werden Soldaten gehörig geworben und in den Waffen geübt, geschieht das an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Anführern und ohne Geschenke, so werden sie nie gefährlich, wohl aber recht brauchbar und nüzlich seyn.

Fürsten gleichen den Himmels-Körpern, die durch ihren Einfluß glückliche oder unglückliche Zeiten bringen, die zwar viele Ehrerbietung aber keine Ruhe zu geniessen haben. Alle Vorschrifte, die man Königen geben kann, sind in diesen zwo Lehren enthalten:

Denke stets daran, daß du ein Mensch bist,
Aber denke auch stets daran, daß du
ein Gott oder an Gottes Statt bist;

die eine Lehre soll ihre Macht in Schranken halten, die andere ihren Willen regieren.

20.

Ueber Rath.

Der höchste Grad von Zutrauen, das Menschen gegeneinander haben können, zeigt sich da, wo sich einer von dem andern berathen läßt. Bey jeder andern Art von Zutrauen überlassen wir ihnen nur einen Theil von dem, was wir haben; Ländereyen, Güter, Kinder, Ehre und was sonst unsere Angelegenheiten in diesem oder jenem Fall seyn mögen, aber denen, von welchen wir uns rathen lassen, vertrauen wir alles an. Wie vielmehr sind denn also die, die als Rathgeber gebraucht werden, zur strengsten Aufrichtigkeit und Redlichkeit verbunden?

Fürsten, selbst die weisesten, sollen ja nicht glauben, daß es zur Schmälerung ihres Ansehens auch nur im geringsten ausfalle, wenn sie sich des Raths besonders würdiger Männer bedienen. Sogar der grosse Gott will nicht ohne Rath seyn, sondern

läßt unter die erhabene Nahmen seines hochgelobten Sohnes auch den sezen, daß er Rath heisse.

Bey Salomo findet man den nachdrücklichen Ausspruch:

Wo Rath ist, ist Festigkeit.

Menschliche Angelegenheiten werden immer einer ersten oder zweyten Läuterung unterworfen seyn müssen. Werden sie durch gründliche Berathschlagungen nicht hinlänglich geprüft, so sind sie den Stössen des Schiksals so viel mehr Preiß gegeben, werden voll Unbestand, müssen immer neue Veränderungen durchlaufen, sind schwankend wie ein Betrunkener, der von einer Seite zur andern taumelt. Wahrlich der Sohn Salomo's hat es erfahren, was ein Rath vermöge, so wie sein Vater die Nothwendigkeit und den Gebrauch davon verstand, denn das von Gott so geliebte Königreich wurde durch einen schlimmen Rath zuerst zerrissen und geschwächt. Zu unserer Belehrung hängen die-

sem Rath zwey Merkmahle an, durch die wir in den Stand gesezt sind, böse Rathgebungen jedesmahl zu unterscheiden: das eine Merkmahl bezeichnet die Personen, von denen er kam, es war ein jugendlicher Rath; das andere die Natur desselben, es war ein gewaltsamer Rath.

Die alten Weisen bildeten in einer Parabel die innige und unzertrennliche Verbindung ab, in der Könige mit gutem Rath sich halten sollen, aber auch zugleich den klugen Gebrauch, den sie in der wirklichen Anwendung davon zu machen haben. Das eine deuteten sie damit an, daß sie Jupiter die Metis — dieses Wort bedeutet Rath — zur Frau nehmen lassen, damit wollen sie denn sagen, der Regent müsse sich mit dem Rath gleich seiner Gattin vermählen. Das andere unter folgender Erdichtung: Metis, sagten sie, seye nach ihrer Vermählung mit Jupiter von ihm schwanger worden, allein Jupiter habe ihre Niederkunft nicht abge-

wartet, sondern habe sie vorher noch verschlungen. Da sey er nun selbst auch schwanger geworden und habe die Pallas bewafnet aus seinem Haupt gebohren. In diesem abentheuerlichen Mährchen liegt ein Arcanum für Regenten verborgen, es ist dieses, wie Könige sich gegen ihre geheime Räthe benehmen sollen. Erst sollen sie ihnen die Angelegenheiten zur Berathschlagung überlassen, dies ist gleichsam die Empfängniß. Dann aber, wann sie weiter in dem Schoos ihres Raths einige Form und Bildung erhalten, und zur Geburt reif geworden sind, sollen sie nicht mehr zugeben, daß ihr Rath die Befehle darüber abfasse, als ob die Sachen von seinem Ansehen abhiengen, sondern das Geschäft wieder an sich ziehen, und dadurch der Welt zeigen, daß die Decrete und lezte Beschlüsse, (die, weil sie mit Weißheit und Macht ausgehen, der bewafneten Pallas verglichen werden) von ihnen selbst herkommen, und nicht blos das Werk ihres Anse-

hens sondern auch, um die gute Meynung von sich noch mehr zu erhöhen, das Werk ihrer eigenen Erfindung und Einsicht seyen.

Nun auch etwas von den Nachtheilen, die mit einem Rath verbunden sind, und von den Gegenmitteln wider sie.

Die Nachtheile, denen man ausgesezt ist, wenn man sich eines Raths bedient, sind diese drey Einmal, daß die Geschäfte, so betrieben werden, weniger geheim bleiben, dann daß das Ansehen der Fürsten einigermassen darunter zu leiden scheint, als handelten sie weniger durch sich selbst. Endlich daß man besorgen muß, einen treulosen Rath zu erhalten, wobey es mehr auf den Vortheil des Rathgebenden als des Fürsten selbst angesehen ist. Diese nachtheilige Folgen zu vermeiden schlugen einige Italiener die Einführung besonderer geheimer Räthe vor, die nachher unter dem bekannten Nahmen Cabinetter von einigen französischen Königen wirklich aufgestellt wurden. Ein Mittel, das in

Wahrheit schlimmer, als die Krankheit selbst ist.

Die Geheimhaltung dessen, worüber Fürsten berathen seyn wollen, läßt sich damit bewirken, daß sie, die ja nicht alle Angelegenheiten allen ihren Räthen mitzutheilen verbunden sind, unter den Persohnen und Geschäften eine Auswahl treffen. Auch hat ein Fürst, der etwas zur Berathschlagung vorlegt, nicht gerade nöthig, zugleich zu entdecken, was er zu thun gesonnen ist. Aber hüten müssen sich Fürsten auch, daß ihre Angelegenheiten nicht durch ihre eigene Schuld der Welt bekannt werden. Auf jene Cabinets-Räthe, von denen wir oben sagten, passen übrigens jene Worte:

Ich kann nichts verschweigen (plenus rimarum sum.)
(ich habe überall Spalten)

Ein einziger Schw er, dessen Eitelkeit es schmeichelt, Geheimnisse zu wissen und auszubreiten, wird mehr Schaden thun, als

viele, die es für ihre Pflicht erkennen, zu schweigen. Es kommen allerdings zuweilen solche Angelegenheiten vor, die die gröste Verschwiegenheit erfodern, und diese müssen ausser dem Könige höchstens einer oder zwey wissen. Gewöhnlich gehen auch die Sachen bey einem solchen Rath sehr gut von Statten, denn ausserdem, daß hier alles geheimer ist, nimmt er einen festeren Gang und wird ohne Zank und Eifersucht wie von Einem Geist geleitet. Freylich wird dann erst die grosse Wirkung sich zeigen, wann der König selbst Staatsmann ist und eigene Kraft besitzt, wann er scharfsichtige Räthe an der Seite hat, die die Zwecke ihres Herrn, auf die er ausgeht, nie aus den Augen verlieren. So hatte es König Heinrich der VII. von England, der seine wichtigere Staatsgeheimnisse nur zweyen seiner Räthe, Morton und Fox, mitzutheilen pflegte.

Gegen eine Schmälerung des königlichen Ansehens giebt uns jene Fabel das

Mittel an die Hand. Ja es wird die Majestät der Könige mehr noch erhöht als erniedriget, wenn sie an der Spize ihrer Räthe sizen. Und es war noch nie der Fall, daß ein Fürst durch seinen Rath an seinem Ansehen verlohren hätte, es müßte denn ein einzelnes Glied desselben zu mächtig gewesen oder mehrere in einer allzuengen Verbindung untereinander gestanden seyn. Aber beyde Uebel lassen sich leicht entdecken und heben.

Nun ist noch der lezte Nachtheil übrig, daß nämlich Räthe bey ihren Rathgebungen mehr auf ihr eigenes, als ihres Herrn Interesse Rüksicht nehmen möchten. Eine Stelle der Schrift sagt zwar: auf Erden wird keine Treue mehr seyn, allein das muß sicherlich nur von dem Geist der Zeiten, nicht von einzelnen Personen verstanden werden. Es finden sich ja wohl noch immer treue, aufrichtige, lautere, wahrheitsliebende Männer, die weder verschmizt noch versteckt sind. Nach solchen sollen sich Fürsten mit rechter

Angelegenheit umsehen. Selten verbinden sich ohnehin Räthe so eng untereinander, daß nicht einer den andern bewachen sollte, und es würde gar schnell den Fürsten zu Ohren kommen, wenn einer derselben Vorschläge thun wollte, wobey es auf Factionen oder sonst einen Privatzweck abgesehen wäre. Das beste Gegenmittel möchte wohl dies seyn, wenn Regenten sichs angelegen seyn lassen, ihre Räthe genau zu kennen, so wie diese, ihren Herrn.

Die erste Regenten-Tugend ist die, die Seinigen zu kennen.

Aber dagegen taugt es gar nichts, wenn Räthe allzusehr darauf ausgehen, auszuspähen, was nur die Persohn ihres Fürsten angeht. Der hat vielmehr die wahre Erfordernisse zu einem Rath, der mehr Kenntnisse von den Geschäften seines Herrn, als von seinen Neigungen und Sitten hat. Wahrscheinlich wird er dann bey seinen Rathsertheilungen mehr auf seine Pflicht als um

sich gefällig zu machen auf den Wunsch des Fürsten sehen.

Regenten könnte auch das sehr nüzlich werden, wenn sie die Meynungen und Stimmen ihrer Räthe von jedem insbesondere und dann wiederum in der Gesellschaft der andern hören wollten. Denn Erklärungen, die man allein giebt, sind gewöhnlich freymüthiger, die welche man vor andern thut, überlegter. Abgesondert von andern, richtet man sich gerne nach seinen eigenen Neigungen, in Gesellschaft muß man sich mehr nach dem Willen anderer bequemen. Man höre denn also geringere allein, um ihre freye Meynung zu wissen, grössere, lieber in Gemeinschaft und öffentlich, um sie so viel bedachtsamer bey ihren Erklärungen zu machen.

Es ist ohne Nuzen, wenn Fürsten nur Geschäfte in Ueberlegung ziehen und die Personen, mit denen sie's] zu thun haben, nicht sorgfältig prüfen. Denn die Gegenstände insgesammt sind nur todte Bilder, das ei-

gentliche Leben einer Handlung beruht auf der Wahl der Personen. Auch würde das nicht hinreichen, nur so im allgemeinen, wie bey einer Idee oder einer mathematischen Beschreibung, über Personen sich bedenken, und bestimmen wollen, welches die Eigenschaften und die Beschaffenheit einer solchen Person überhaupt seyn müssen, denn bey einem solchen Verfahren wird man gar sehr hintergangen und die Untersuchung muß insbesondere die Tauglichkeit der Individuen gegeneinander erwägen. Auch daran erinnere man sich fleißig, daß todte Bücher die besten Räthe sind, weil sie die Wahrheit nie verläugnen, lebende Räthe hingegen der Versuchung ausgesezt sind, Schmeicheleyen zu sagen. Es möchte denn also sehr gut seyn, in Büchern viel zu lesen, besonders in solchen, deren Verfasser selbst auch am Ruder des Staats gesessen haben.

Berathschlagungen sind gegenwärtig beynahe überall nichts anderes, als freundschaft-

liche Zusammenkünfte und vertrauliche Unterredungen, wo man sich mehr über die Gegenstände in Gesprächen unterhält als daß Gründe gegen Gründe abgewogen würden. Die Sachen werden zu eilfertig betrieben, man schreitet zu Decreten und eilt die Verhandlungen des Raths zu beschliessen. Räthlicher wäre es, bey Geschäften von grösserer Wichtigkeit eine Sache einen Tag zur Ueberlegung vorzutragen, den andern sie erst wirklich zu verhandlen. Ueber Nacht kömmt Rath. So wars wenigstens bey dem Vereinigungs-Tractat unter den Abgeordneten von England und Schottland eingeführt, und ihre Verhandlungen giengen auch regelmäßig und in bester Ordnung fort.

Daß man für Privat-Gesuche gewisse Tage anberaume, halte ich für gut, denn so wissen Supplicanten die festgesezte Zeiten, nach denen sie sich bequemer richten können, und bey den anderen Sizungen ist man um so weniger gehindert, den bestimmten Ge-

schäften abzuwarten. Wird ein Ausschuß gemacht, der gewisse Sachen zur Belehrung einer Rathsversammlung vorzubereiten hat, so ist es besser, solche unter den Deputirten zu wählen, die das Recht lieben und sich noch auf keine Seite hinneigen, als dadurch eine Gleichheit schaffen wollen, daß man für jede Parthey einige eifrige Anhänger aufnehme.

Auch das gefällt mir, wenn nicht etwa nur auf eine gewisse Zeit oder nach dem Bedürfniß der Umstände, sondern auch beständige immerwährende Ausschüsse niedergesezt werden, die denn besondere Geschäfte zu besorgen haben, wie zum Beyspiel die Handlung, die Finanzen, den Krieg, Gnadensachen, öffentliche Beschwerden, einzelne Provinzen des Landes. Da wo verschiedene untergeordnete Collegien und nur ein einziger hoher Rath aufgestellt ist, wie in Spanien, sind wirklich dergleichen Collegien nichts anders als solche fortwährende Ausschüsse, von

denen wir oben sagten, nur daß sie etwas mehr Gewalt in Händen haben.

Tritt etwa der Fall ein, daß ein Raths-Collegium von solchen, die einen besonderen Beruf oder irgend eine Profeßion treiben, eines Gutachtens zu seiner Belehrung bedarf, zum Beyspiel von Rechtsgelehrten, Seemännern, Münzmeistern, Handelsleuten, Künstlern und anderen, so müssen sie solches zuerst vor einem Ausschuß und dann erst nach Beschaffenheit der Umstände vor dem Rath selbst geben. Man dulde es nicht, daß sie schaarenweis kommen oder nach Art der Zünfte auftretten, denn dies hiesse den Rath durch Schreyen betäuben und nicht, wie es seyn soll, ihn belehren.

Einen länglichten und wiederum einen viereckigten Tisch oder Size an den Wänden des Raths-Saals, das könnte man als blosse Formalien ansehen wollen, aber es sind wahrlich Realien. An länglichten Tischen machen die Wenige, die an den erste-

ren Pläzen sizen, beynahe allein alles ab, aber bey den übrigen genannten Formen von Tischen kommen auch die weiter unten sizende Räthe mehr zur Sprache.

Der König hüte sich, wenn er in dem Rath persöhnlich präsidirt, seine Gesinnung allzufrüh zu entdecken. Thut er das, so werden sich die Räthe nach seinen Winken richten und statt freye Stimmen zu hören, wird man ihm überall mit einem bereitwilligen Ja! entgegen kommen.

21.

Ueber Verzögerung.

Das Glück gleicht einem Jahrmarkt, auf dem die Preise öfters fallen, wenn man nur ein wenig warten kann; Aber hie und da auch wiederum den Steigerungen der Sibylle, die erst die ganze Waare anbietet, dann einen Theil davon verdirbt, und dennoch

noch den vollen Preiß dafür fodert. Denn, wie das bekannte Gedicht uns sagt:

> Die Gelegenheit kehrt uns den kahlen Hinterkopf zu, wenn sie von vornen die Haare zu halten vergeblich uns angeboten hat;

oder sie reicht uns wenigstens zuerst die Handhabe hin, das Gefäß zu ergreifen und dann erst den Bauch, an dem es schwehrer anzufassen ist. Darinn zeigt sich aber auch recht grosse Weißheit, wenn man versteht, ein Geschäft unter reifen Umständen und zu gehöriger Zeit anzufangen. Nicht alle Gefahren, die nur klein scheinen, sind darum wirklich klein, und oft haben sie uns mehr beschlichen, als daß sie mit offener Gewalt einbrachen. Ja es ist oft räthlicher, gewissen Gefahren auf halbem Weg entgegen kommen, als ihren Bewegungen und ihren Annäherungen stets nachspühren und sie stets bemerken.

Denn wer zu viel wacht, schlummert
auch zuweilen.

Wenn man sich dagegen von langen Schatten täuschen läßt, wie ehedem einige, da der Mond zunächst am Horizont dem Feind den Rücken beschien, und seine Pfeile vor der Zeit verschießt, oder auch durch unzeitiges Entgegenkommen die Gefahren herbeyzieht, so thut man auf der andern Seite wiederum zu viel. Ob der reife Augenblik gekommen oder nicht gekommen sey, muß wie vorhin schon gesagt wurde, auf das genaueste berechnet werden. Und dann bringt es den grösten Vortheil, bey dem Anfang wichtiger Geschäfte mit den hundert Augen des Argus sehen und zur Ausführung derselben die hundert Hände des Briareus nehmen, das heißt, erst alles genau bemerken und dann alles eilfertig betreiben. Geheimhaltung seiner Plane und Schnelligkeit in ihrer Ausführung ist der wahre Helm des Orcus, der den Politiker unsichtbar macht.

Denn wenn es mit der Sache einmahl bis zum Vollziehen gekommen ist, dann geht Schnelligkeit über alles Geheimhalten, gleich der abgeschossenen Kugel, die so schnell dahin fährt, daß selbst kein Auge ihr zu folgen vermag.

22.

Ueber List.

Unter List denken wir uns eine gewisse verkehrte und falsche Klugheit, und es ist auch wirklich zwischen einem Listigen und einem Klugen kein geringer Unterschied, nicht nur eben in Rüksicht auf das redlichere Herz, auch in Rüksicht auf Geisteskräfte. Es giebt Leute, die Karten künstlich mischen können, ohne darum sonst geschickte Spieler zu seyn. Wiederum giebt es solche, die sich sehr gut darauf verstehen, Competitionen und Factionen zu leiten, übrigens aber Leute von sehr geringem Verstande sind. Wiederum ist

es etwas anderes, die Charactere der Menschen und ihre Gänge auszuspähen wissen, und etwas anderes, von Geschäften gute Kenntnisse haben. Es sind nicht wenige, die sehr geübt sind, bey Menschen sich Eingang zu verschaffen und die Umstände zu benuzen, aber gleichwohl durchaus untauglich, Sachen und Geschäfte geschickt zu behandlen. Dies ist genau die Lage aller derer, die sich mehr auf das Studium der Menschen als der Bücher gelegt haben. Dergleichen Leute kann man besser zum Handeln, als zum Rathgeben, aber auch da beynahe einzig in solchen Fällen gebrauchen, die ihnen schon öfters vorgekommen sind. Laß sie mit ungewöhnlichen Menschen in Handlung tretten, so sind sie von ihrer Kunst verlassen, und die alte Regel, die uns lehren soll, den Thoren von dem Weisen zu unterscheiden

Aus ihrem Betragen gegen Unbekannte
wirst du beyde erkennen,

findet bey dieser Art Menschen nicht Statt.

Weil aber diese schlaue Köpfe den Trödel-Krämern mit ihren geringen Waaren gleichen, so wird es so übel nicht gethan seyn, ihre Buden etwas genauer zu besehen.

Unter die Gänge der Schlauen kann man das rechnen, daß sie die Mienen dessen, mit dem sie sprechen, scharf beobachten, wie es auch wirklich die Jesuiten sich zur Regel gemacht haben. Denn man findet mehrere und diese gerade unter den Feineren, die ihr Inneres gar sehr zu verstecken wissen, mit ihrem Gesicht aber sehr viel verrathen. Allein dabey muß man abwechslend mit gebührender Bescheidenheit immer wieder die Augen unter sich schlagen, wie das auch die Jesuiten thun.

Ein anderes Kunststückgen der Listigen ist dies: wenn man etwas leicht und schnell erhalten und durchsezen will, so muß man die Person, mit der man es zu thun hat, durch Einmischung irgend einer andern Sache, zum Voraus beschäftigen, damit sie

auf Einwürfe und Bedenklichkeiten nicht allzuviel sinnen könne. Ich kannte selbst einen gewissen Rath und Secretaire der Königin Elisabeth von England, der jedesmahl, wenn er vor sie trat, um ihr Diplome zur Unterschrift vorzulegen, vorerst Unterredungen über wichtigere Staatsangelegenheiten veranlaßte, um die Aufmerksamkeit der Königin auf jene hinzulenken und von seinen Diplomen abzuziehen.

Dasselbige gilt auch von der Ueberraschung, wenn man eine Sache da zur Sprache bringt, wo die Person, mit der man etwas abthun will, zu andern Geschäften eilt und sich jezt, um nicht aufgehalten zu werden, in eine genauere Untersuchung nicht einlassen mag.

Ferner wenn einer den Plan hat, ein Geschäft zu hintertreiben, das etwa ein anderer geschickt einleiten und mit gutem Erfolg vorschlagen möchte, so darf er sich nur selbst auch für die Sache eingenommen stellen und

sie selbst vortragen, aber auf eine Art, daß sie mißlingen muß. Auch das plözliche Abbrechen mitten in seiner Rede, als ob man sich gleichsam selbst überrascht hätte und nun an sich halten wollte, erregt bey dem, mit dem man spricht, eine grössere Begierde, tiefer einzudringen.

Weil das, was man durch Fragen herausgelockt hat, einen stärkeren Eindruck macht, als was man ungesucht erfahren hat, so hat man nur etwa, um den andern zu reizen, eine ungewöhnliche Miene anzunehmen, die ihn denn wirklich zu fragen veranlassen wird, was diese Gesichtsveränderung zu bedeuten habe? Wie es Nehemias machte:

Und nie war ich vorhin vor dem Könige traurig gewesen.

Bey mißlichen und unangenehmen Sachen ist es räthlich, die erste Bekanntmachung einem andern, dessen Worte weniger Gewicht haben, zu übertragen, und hinten nach mit der nachdrüklicheren Sprache her-

vorzurücken, so daß es scheint, als käme man gerade dazu und würde zufällig über die Nachrichten gefragt, die der andere ange- bracht hat. So machte es Narcissus, da er dem Kaiser Claudius die eheliche Ver- bindung der Messaline mit dem Silius meldete.

In Sachen, die man nicht gerne in seinem Namen sagen möchte, ist es nicht undienlich, sich hinter die allgemeine Sage zu verstecken, indem man sich etwa des Aus- drucks bedient: es heißt unter den Leuten oder: es geht das Gerücht.

Einen kannte ich, der in seinem Briefe immer das Wichtigste unten in der Nach- schrift anbrachte, wie wenn ers beynahe auf- ser Acht gelassen hätte.

Einen andern kannte ich, der, wenn er zu jemand gekommen war, sich mit ihm zu besprechen, die Gewohnheit hatte, das, war- um es ihm am meisten zu thun war, zu übergehen, Abschied zu nehmen, dann wie-

herum zu kommen und da erst, wie wenn es ihm beynah entfallen wär, von seiner Angelegenheit zu reden.

Andere legen es darauf an, daß sie zu der Zeit überrascht werden sollen, wo sie wahrscheinlich einen Besuch von dem, auf welchen sie Plane machen, vermuthen. Da lassen sie sich denn absichtlich mit einem Buch in der Hand oder sonst bey einer ungewöhnlichen Handlung antreffen, damit man sie über das frage, was sie selbst eigentlich zu sagen wünschen.

Arglistig ist es, wenn man sich Worte entfallen läßt, die man gerne von dem andern aufgefaßt und gebraucht wünschte, ihm damit eine Grube zu graben und das Verderben zu bereiten. Ich kannte zwey, die beyde um die Stelle eines Secretairs bey der Königin Elisabeth sich bewarben, sich aber doch gegenseitig freundschaftlich behandelten, indem sie öfters selbst über den Gegenstand ihrer Absichten miteinander sprachen.

Da sagte denn der eine: Staatssecretair werden bey dem Verfall einer Monarchie sey ein sehr gefährlicher Posten, ihm sey es um diese Ehre gar nicht zu thun. Der andere faßte treuherzig diese listig hingeworfene Worte auf, unterhielt sich mit einigen seiner Freunde ohne Zurückhaltung darüber und sagte, bey dem Verfall der Monarchie möge er um die Stelle eines Secretairs sich nicht bewerben. Dies machte sich jener erstere zu Nuz, ließ die Worte, als ob sie der andere zuerst gesagt hätte, der Königin zu Ohren bringen, und diese fand sich durch den Ausdruck — bey dem Verfall der Monarchie — die sie gerade in den blühendsten Umständen zu seyn glaubte, so sehr beleidigt, daß sie nachher dem Gesuch des lezteren um dieses Amt niemahlen entsprach.

Es giebt eine Art von List, welche die Engländer ziemlich ungereimt, mit dem Sprichwort: die Kaze im Kessel drehen, andeuten wollen. Wenn nämlich einer Wor-

te, die er selbst vorbringt, dem andern aufbürden will, als hätte dieser sie gesagt. Und die Wahrheit zu sagen, in diesem Fall, wenn die Worte nur unter zwey allein gewechselt worden sind, ist es immer schwehr zu entscheiden und zu beweisen, welcher unter beyden sie zuerst gebraucht habe.

Auch der Kunstgriff ist noch weiter üblich, daß man seine Pfeile seitwärts auf andere abschießt, indem man sich auf eine verneinende Art etwa so zu rechtfertigen sucht: So mache ich's nicht, wie es Tigellinus machte, der den Burrhus verhöhnte, daß er auf keine weitere Belohnungen, sondern einzig auf das Wohl des Kaisers sehe. Einige haben so viele kleine Histörchen und Anecdoten in Bereitschaft, daß sie alles, was sie anbringen wollen, in so ein Geschichtgen einzukleiden wissen. Damit sind sie denn selbst mehr gesichert, weil sie nichts mit ausdrücklichen Worten behaupten und zugleich bewirken sie doch, daß die Sache

selbst mit so viel mehr Vergnügen unter die Leute verbreitet werde.

Eine erlaubte List ist es, die Antwort, die man gerne erhalten möchte, schon in seine Worte deutlich zu legen. Dabey ist der andere Theil weniger ungewiß, was er zu sagen habe.

Man muß sich oft wundern, wenn man sieht, wie lang manche auf gute Gelegenheit passen, das anzubringen, was sie gerne sagen möchten, wie viele Umschweife sie dabey nehmen und was sie sonst noch alles herbeyziehen können, ihre Zwecke zu erreichen. Das erfodert allerdings sehr viele Geduld, aber es bringt auch grossen Nuzen.

Eine unerwartete und dreiste Frage überrascht und entdeckt zuweilen einen Menschen. Etwas ähnliches begegnete jenem, der seinen Namen verändert und dem in der Pauls-Kirche, in der er herumgieng, ein anderer von hinten zu seinen wahren Namen zuge-

rufen hatte. Auf der Stelle kehrte er sich nach dieser Stimme um.

Doch dieser kleinlichen Stückgen und Kunstgriffe giebt es unzählige, und es wäre so übel nicht, wenn jemand ein vollständiges Verzeichniß davon verfertigte, weil nichts schädlicher ist, als daß List gewöhnlich für Klugheit aufgenommen wird.

Es ist übrigens gewiß, daß viele sich auf das Aeussere der Geschäfte verstehen, aber nie in das Innere derselben einzudringen vermögen, so wie es Häuser giebt, welche bequeme Treppen und Vorpläze aber sonst kein hübscheres Zimmer haben. Dergleichen Leute wissen gewöhnlich da, wo bey Berathschlagungen etwas beschlossen wird, bequeme Auswege anzugeben, aber zu genaueren und gründlicheren Untersuchungen haben sie keine hinlängliche Kenntnisse. Gleichwohl suchen sie hierinn eine gewisse Ehre, und wollen als Köpfe angesehen seyn, die mehr Talent hät-

ten, eine Sache abzuthun, als darüber zu disputiren.

Es giebt Menschen, die sich mehr auf Ränke verlassen, mit denen sie andere zu überlisten suchen, als auf einen gesunden und reellen Verstand. Aber Salomo sagt:

Der Kluge merkt auf seine Tritte, der Thor wendet sich zum Betrug.

23.

Ueber selbstsüchtige Klugheit.

Die Ameise ist ein Thierchen, das sich gut auf seinen Vortheil versteht, aber dem Garten schädlich ist, und in Wahrheit auch Menschen, die sich selbst nur allzuviel lieben, werden nachtheilig für den Staat. Theile denn also gehörig ab mit der Liebe zu dir Selbst und der Liebe zum Staat, und sey dir so der nächste, daß du gegen andere, am wenigsten gegen deinen König und das

Vaterland, nicht ungerecht bist. Eigener Vortheil ist ein sehr unedler Mittelpunct, wenn um ihn alle Handlungen eines Menschen sich drehen. Er kann seine irrdische Natur durchaus nicht verläugnen, denn nur die Erde erhält sich durch ihren eigenen Mittelpunct, alles, was sonst dem Himmel zugehört, bewegt sich nach dem Mittelpunct eines andern, dem es Nuzen schaft.

Alles auf sich allein beziehen ist Fürsten noch eher verzeyhlich, weil bey ihnen nicht sowohl ihre Person, als das Wohl und Wehe des Staats in Betracht kommt. Aber bey einem Diener des Fürsten oder einem Bürger des Staats ist es die heilloseste Sache, Staats-Angelegenheiten, die das Ganze angehen, werden von solchen Leuten nur nach Privat-Rücksichten behandelt und abgethan, und diese können doch sehr natürlich mit den Zwecken des Fürsten oder eines Staats sich nicht immer vereinigen lassen. Es sollen denn also Regenten und Staaten

solche Diener und Beamten wählen, die diesen schimpflichen Fehler nicht an sich haben, wenn sie anders ihre Angelegenheiten nicht als Nebensache behandelt sehen wollen. Und was die Sache noch verderblicher macht, ist dies, daß alles Verhältniß der Dinge zu einander dabey verlohren geht. Schlimm genug wäre es schon, wenn das Wohl des Dieners dem Wohl seines Herrn vorgezogen würde, aber noch weit schlimmer ist doch das, wenn der geringe Vortheil des Dieners dem grossen Vortheil seines Herrn vorangeht. Und gleichwohl ist es schon häufig geschehen, von schlechten Beamten, zum Beyspiel, von Schazmeistern, Gesandten, Heerführern und andern ungetreuen und gewissenlosen Staats-Dienern, die in die eine Waagschaale das Gewicht ihrer kleinen Absichten noch zulegen, wenn der Vortheil ihres Fürsten bey den sehr bedeutenden und wichtigen Angelegenheiten auf der anderen Seite den Ausschlag geben will. Und noch

dazu ist gemeiniglich der Vortheil, den solche Diener des Fürsten sich anmassen, nach ihrem eigenen Glücksstand berechnet, und der Schade, mit dem sie jenen Vortheil erkaufen, nach dem Glücksstand ihres Herrn. Denn solche selbstsüchtige Charactere nehmen kein Bedenken, das Hauß ihres Nachbars anzuzünden, wäre es auch nur um ihre Eyer dabey zu backen. Gleichwohl stehen Diener von solcher Denkungsart nicht selten bey den Grossen in Gnaden, weil sie für dieser ihr Vergnügen sorgen, indem sie sich selbst Vortheile verschaffen. Und um beydes zu erreichen, werden sie das Wohl ihres Herrn aufs Spiel zu sezen bereit seyn.

Selbstsüchtige Klugheit ist in allen ihren manchfaltigen Zweigen eine der verdorbensten Leidenschaften. Sie gleicht der Weißheit der Mäuse, die ein Hauß vor seinem nahen Einsturz unfehlbar verlassen; der Weißheit des Fuchses, der den Dachs aus seinem Bau verjagt, den er sich und nicht

jenem grub; der Weißheit des Crocodils, das Thränen vergießt, wenn es verschlingen will. Allein das verdient noch besonders bemerkt zu werden, daß solche Männer, die, wie Cicero vom Pompejus sagt, sich selbst ohne einen Nebenbuhler einzig lieben, oft unglückliche Menschen sind; und wenn sie ihr ganzes Leben hindurch sich selbst geopfert haben, opfern sie am Ende desselben noch dem unbeständigen Glück, dem sie mit ihrer feinen Weißheit die Flügel beschnitten zu haben wähnten.

24.

Ueber Neuerungen.

Frische Geburten haben immer noch etwas ungeformtes und dasselbige ist es auch mit neuen Einrichtungen, den Geburten der Zeit. Allein so wie die, die ihre Familie zuerst zu höheren Würden erheben, gewöhnlich vor ihren Nachkommen durch man-

cherley Vorzüge sich auszeichnen, so übertrift das erste Muster und der Anfang einer Sache (wenn er anders mit Glück gemacht ist) meistens gar sehr die Nachahmung des folgenden Zeitalters. Denn das Schlimme in der menschlichen Natur richtet sich in seiner Bewegung nach natürlichen Gesezen, durch den Lauf selbst gewinnt es an Stärke, aber das Gute, wie es immer gerne bey gewaltsamen Bewegungen geht, wirkt beym ersten Stoß am kräftigsten. Jede Arzney ist immer auch eine Neuerung, und wer alle neue Mittel verwirft, der mache sich nur auf neue Uebel gefaßt, denn die Zeit bringt Neuerungen über Neuerungen. Wenn nun schon blos der Gang der Zeit alles schlimmer macht, Klugheit und Thätigkeit nichts zu verbessern strebt, wie grenzenlos müßte endlich das Uebel werden?

Das muß man allerdings zugestehen — was lange Gewohnheit eingeführt hat, paßt, wenn es auch minder gut ist, doch immer

noch auf die Zeiten, und was so zu sagen in einem Beete miteinander hinfließt, hat unter sich, doch immer eine gewisse Verbindung, aber nicht überall steht das Neue mit dem Alten in einem guten geschickten Zusammenhang, was man durch grössere Brauchbarkeit gewinnt, verliert man auf der andern Seite durch Verwirrung, die aus der Neuheit und dem Mangel an Zusammenhang entsteht.

Neuheiten sind wie Ankömmlinge oder Fremde, die wir mehr mit Bewunderung als mit Zuneigung ansehen. Dies alles wäre recht und gut, wenn die Zeit stille stünde, aber sie drehet sich unermüdet in ihrem Kreislauf herum und so wird eine untaugliche und eigensinnige Anhänglichkeit an dem Herkommen eben sowohl eine Quelle zu Verwirrung als die Neuerung, und wer das Alte mit übertriebener Achtung verehrt, wird dem Spott seines Jahrhunderts nicht entgehen können.

Der Kluge wird daher bey seinen Neuerungen die Zeit zu seinem Vorbild sich nehmen, denn diese macht wohl die meiste Neuerungen, aber stille, allmählig und ohne Aufsehen. Denn das nehme man immer als richtig an, daß alles Neue unverhoft und unerwartet komme, dem einen etwas gebe, dem andern etwas nehme; wer nun durch eine Neuerung gewinnt, der verdankt es dem Glück und der Zeit, wer aber dadurch zu Schaden kommt, der klagt den Neuerer um diesen Schaden an.

Ferner ist es räthlich, bey der Cur eines Staatskörpers, nur im äusserſten Nothfall, oder wenn man schon klar den Nuzen davon sieht, neue Versuche zu machen und man sehe mit Sorgfalt darauf, daß Liebe zu Verbesserungen die Veränderungen bringe, nicht aber Liebe zu Veränderungen die Reformation zum Vorwand nehme. Ja man halte jede Neuerung, wenn man sie auch nicht ganz verwerfen kann, doch immer für

verdächtig. Man erinnere sich der Lehre der heiligen Schrift:

> Wir wollen auf den alten Wegen bleiben und schauen, welches der gute und richtige Weg seye, und auf demselbigen wandlen.

25.

Ueber Förderung der Geschäfte.

Allzugrosse übertriebene Eilfertigkeit ist bey Geschäften meistens sehr nachtheilig. Sie hat einige Aehnlichkeit mit dem, was die Aerzte Prädigestion oder zu schnelle Verdauung nennen, welche dem Körper rohe Säfte in Menge zuführt, und den geheimen Krankheits-Stoff in ihm erzeugt. Man messe also die Beförderung der Geschäfte nicht darnach ab, wie lange man sich darüber berathschlage, sondern darnach, welchen Fortgang ein Geschäft nehme. So wie

Schnelligkeit im Laufen nicht von grossen Schritten, oder dem hohen Aufheben der Füsse, sondern von ihrer niedrigen und gleichförmigen Bewegung abhängt, so befördert es den schnelleren Gang der Geschäfte, wenn man mit eisernem Fleiß ihnen obliegt und auf einmahl nicht einen allzugrossen Theil davon mit Eifer vornimmt.

Einigen ist es nur darum zu thun, das Ansehen zu haben, als hätten sie in kurzer Zeit viel zu Stand gebracht, oder sie geben unrichtig die Zeit von der Beendigung ihrer Geschäfte an, um als emsige Geschäftsmänner vor der Welt zu erscheinen. Allein ein anderes ist es doch durch Abkürzung eines Geschäfts, ein anderes durch Abbrechung desselben Zeit gewinnen. Denn, werden Geschäfte durch öftere Zusammenkünfte in die Länge gezogen, so macht das Verwirrung und grosse Unbeständigkeit. Ich kannte einen recht vernünftigen Mann, der jedesmahl, wenn er allzugrosse Eile sahe, zu sagen

pflegte: Verziehen Sie noch ein wenig, damit wir schneller in der Sache fortkommen.

Auf der andern Seite ist ächte Geschwindigkeit bey Behandlung der Geschäfte ein überaus schäzbarer Vorzug. Denn man schäzt Geschäfte nach der Zeit, wie die Waare nach dem Geld. Da wird also ein Geschäft theuer bezahlt, wenn es zu sehr in die Länge gezogen wird. Die Spartaner und Spanier sind wegen ihrer Langsamkeit bekannt, Mi venga la muerte de Spagna, ich wollte mein Tod käm aus Spanien, dann, weiß ich, daß er so bald nicht kommt.

Die höre man gerne und mit Gedult an, die den Auftrag haben, den ersten Bericht über die rechte Ansicht einer Sache zu erstatten, besser, man zeige ihnen Anfangs den Weg, als daß man sie nachher öfters mitten in der Rede unterbreche. Wer in seiner Ideen-Reihe, die er aufgefaßt hat,

irre gemacht wird, springt von der Sache ab, und wird weitläufiger, indem er sich seiner Ideen wieder erinnern will, als er sonst gewesen wär, hätte man ihn nach seiner Art machen lassen. Aber zuweilen kommt es auch, daß der, der zurecht weisen will, lästiger wird, als der Redner.

Wiederholungen sind meistens mit Zeitverlust verbunden, aber den eigentlichen Punct, von dem die Rede ist, öfters wiederholen, ist grosser Zeit-Gewinn, denn es unterdrückt mancherley Reden, die nicht zur Sache gehören, gleich bey ihrem ersten Entstehen. Gedehnte und künstliche Reden schicken sich zur Betreibung der Geschäfte, wie ein langer Rock, der auf dem Boden streift, zum schnellen Laufen. Kleine Vorreden, artige Uebergänge, Entschuldigungen und alle nur die Persohn des Redenden angehende Worte sind kein geringer Zeitverderb, und ungeachtet blos Bescheidenheit ihre Quelle zu seyn scheint, so ist es doch nach der

Wahrheit nichts anderes als ein eitles Haschen nach einem Bißgen Ruhm. Aber da hüte man sich, in die Sache sich einzulassen, so lange man noch in den Gesinnungen anderer irgend eine Hinderniß oder einen Widerstand findet, wer die Gemüther zu etwas stimmen will, muß die Einleitung dazu durch kleine Reden machen, so wie man körperliche Theile erst erwärmt, ehe man die Salbe einreibt, damit sie so viel leichter eindringe.

Ordnung, Eintheilung und verhältnißmäßige Behandlung der Theile ist eigentlich die Seele der Schnelligkeit, nur daß die Eintheilung nicht gar zu weit getrieben werde. Wer sich mit dem Theilen nicht einlassen will, wird nie bequem in das innere der Geschäfte hineinkommen, wer aber zuviel eintheilt, wird schwehr aus ihnen herauskommen. Mit einer klugen Wahl der Zeit gewinnt man viele Zeit, zur Unzeit etwas vortragen, heißt in die Luft streichen und die Zeit mißbrauchen. Geschäfte haben im-

mer diese drey Theile: Vorbereitung, Berathschlagung oder Prüfung und Ausführung. Sollen Geschäfte schnell von statten gehen, so muß Prüfung das Werk vieler, Vorbereitung und Ausführung aber das Werk nur weniger seyn.

Den Anfang bey Behandlung der Geschäfte mit einem schriftlichen Auffaz machen, befördert gemeiniglich gar sehr den schleunigeren Gang, denn geschieht es auch, daß er durchaus verworfen wird, so wird doch dieser verworfene Vorschlag mehr dazu dienen, die Rathschläge anderer hervorzulocken, als gar kein Ausschlag, gleich der Asche, die fruchtbarer ist als blosser Staub.

26.

Ueber blos scheinbaren Verstand.

Man nimmt bekanntlich an, die Franzosen seyen gescheider, als sie scheinen, die Spanier scheinen gescheider, als sie seyen.

Wie das nun auch mit ganzen Nationen seyn mag, so ist es doch sicher der Fall unter einzelnen Persohnen. So wie der Apostel von der Frömmigkeit sagt, sie haben den Schein der Gottseeligkeit, aber ihre Kraft verläugnen sie, so giebt es auch einige, die ihr leeres Geschwäz, ohne wirklich im eigentlichen Sinn Verstand zu haben, mit grossem Geräusch vorzubringen wissen. Es ist in Wahrheit in den Augen vernünftig denkender Männer eine lächerliche Sache, die eine Satyre verdient, wenn sie sehen, wie vielerley Gestalten jene windige Köpfe annehmen, und welche Optische Künste sie gebrauchen, um zu sehen, wie ein Körper seine Oberfläche darstelle, daß er dicht und ausgedehnt scheine. Andere sind so geheimnißvoll und mit ihren Aeusserungen so sparsam, daß sie ihren Kram nur in der Dämmerung wollen sehen lassen, wollen mehr noch anzudeuten, als mit Worten zu sagen scheinen, und weil sie sich's bewußt sind, über

Sachen zu reden, die sie nicht verstehen, so möchten sie dennoch gerne dafür angesehen seyn, sie wüßten Dinge, über die sie sich nicht wohl herauslassen dürften. Andere geben ihre Antworten mit Mienen und Geberden und lassen nur gleichsam in Zeichen ihre Weißheit erblicken, wie Cicero von Piso sagt: Das eine Augbraun ziehst du bis zur Stirne hinauf, das andere lässest du bis zum Kinn herabsinken, um so dein Mißfallen über die Grausamkeit zu bezeugen. Andere glauben sich ein Ansehen zu geben, wenn sie von grossen Dingen sprechen, und das immer mit kurz abgebrochenen Worten, sie finden nirgends Bedenken und nehmen als ausgemacht an, was sie nicht beweisen können.

Einige zeigen ohne Umstände Geringschäzung oder laute Verachtung gegen alles, was sie nicht fassen, als gegen unnüze und sonderbare Sachen, und ihre Unwissenheit soll für ein feines durchdachtes Urtheil gelten.

Andere haben immer eine Distinction in Bereitschaft, und indem sie die Köpfe der Leute durch Subtilitäten verwirren, schlüpfen sie über die Sache selbst hinweg. Von dieser Art Menschen sagt Aulus Gellius

Aberwizige, die mit ihren überfeinen Worten der Sache alles Gewicht hinwegnehmen.

Als ein Beyspiel dieser Art führt Plato in seinem Protagoras den Prodicus um ihn lächerlich zu machen, ein und läßt ihn dort eine ganze Rede von Anfang bis zu Ende aus lauter Distinctionen zusammenflicken. Insgemein sind solche Leute bey Berathschlagungen auf Seiten der widersprechenden Parthey und suchen eine Ehre darinn, überall Schwürigkeiten und Bedenklichkeiten aufzufinden und vorherzusagen. Denn wird ein gemachter Vorschlag gänzlich verworfen, so haben die Geschäfte ein Ende, wird er aber angenommen, so giebt es neue Arbeit. Mit solch einer Afterklugheit müssen

Geschäfte durchaus mißlingen. Kurz, kein verschuldeter Kaufmann, kein heimlicher Verschwender wird so viele Kunstgriffe gebrauchen, sich reich vor andern zu lügen, als jene von ächtem Verstand so verlassene Leute anwenden, sich in dem Wahn ihres Verstandes zu behaupten. Leute von diesem Schlag erhalten auch wirklich sehr leicht den Beyfall des Pöbels, aber es wähle sie ja Niemand zu wichtigen Geschäften. Man würde ohne Zweifel zur Förderung seiner Sachen besser noch einen etwas untauglicheren Mann, als einen solchen überlästigen Pedanten nehmen.

27.

Ueber Freundschaft.

Ob der, der den Ausspruch gethan
Wer an der Einsamkeit seine Freude hat, ist entweder ein wildes Thier oder ein Gott

mehr wahres oder falsches in so wenige Worte zusammen gedrängt habe, das sollte ihm selbst in Wahrheit schwehr zu entscheiden seyn. Allerdings hat jener angebohrne geheime Haß, jener Eckel an menschlicher Gesellschaft, wenn er sich irgendwo an einem Menschen findet, etwas thierisches an sich, aber daß auf der andern Seite dasselbige auch etwas Göttliches beweise, dies ist durchaus falsch, ausser in dem Fall, wenn nicht sowohl Liebe zur Einsamkeit, sondern vielmehr die Absicht, höheren Betrachtungen sich widmen zu können, der Grund von einem so abgesonderten Leben ist. Das findet man wohl bey einigen Heyden, zum Beyspiel bey Epimenides aus Creta, Numa von Rom, Empedocles von Sicilien, Apollonius aus Tyano, aber es war wohl nur vorgegeben, und zum Schein, dagegen bey den meisten Einsiedlern der Vorzeit und den heiligen Kirchenvätern lag eine unverstellte lautere Neigung zum Grund.

Indessen

Indessen verstehen die Menschen selten, was Einsamkeit ist und welches ihre Grenzen sind. Das vermischte Gewühl der Menschen untereinander ist noch keine Gesellschaft; und menschliche Gesichter sind noch nichts mehr als Gemählde in den Gallerien, Gespräche aber ohne Wohlwollen sind nicht besser als tönende Erze und klingende Schellen. Dies will jenes bekannte Sprichwort der Lateiner sagen:

grosse Stadt, grosse Einsamkeit.

In grossen Städten leben oft wirklich Freunde und Vertraute zerstreuter, und geniessen des geselligen Umgangs weit weniger, als an kleineren Orten. Ja man darf wohl noch weiter gehen und mit Wahrheit behaupten, daß Einsamkeit ohne wahre Freunde eine elende traurige Sache sey, so wie überhaupt die Welt ohne diese nur eine öde Wüste ist.

Man mag übrigens auch von der Einsamkeit denken wie man will, so ist gewiß

immer der, der seinem natürlichen Character nach kein Gefühl für Freundschaft hat, in dieser Rücksicht mehr den Thieren als dem Menschengeschlecht ähnlich.

Der gröste Nuzen, den uns die Freundschaft bringt, ist jene Herzens-Erleichterung, die unvermerkt alle Bangigkeiten und Beklemmungen uns abnimmt, die durch Leidenschaften jeder Art in unsere Seele zu kommen pflegen. Bekanntlich sind jene Krankheiten bey unserem Körper immer die gefährlichsten, die aus Verstopfungen und Stockungen entstehen, und beynahe eben so verhält es sich mit den Krankheiten der Seele. Gegen Verstopfungen der Leber kann man noch etwa Sarsaparille, des Milzes zubereiteteten Stahl, der Lunge Schwefelblumen, des Hirns Bibergeil gebrauchen, aber gegen Herzens-Beklemmungen giebt es keine andere eröffnende Arzney als einen getreuen Freund, dem man alles, seine Leiden, seine Freuden, Furcht, Hofnungen, Sorgen, seine

Plane und was sonst noch dem Herzen lästig zu tragen wird, gleichsam unter dem Siegel einer bürgerlichen Beichte mittheilen kann.

Man muß sich in Wahrheit nicht wenig wundern, wenn man bemerkt, wie hoch die erhabensten Fürsten und Monarchen diese eben erwähnte Frucht der Freundschaft schäzen, so ganz ausnehmend, daß sie sie selbst mit Gefahr ihres Wohls und ihrer Grösse zuweilen erkaufen. Denn Fürsten können wegen der Erhabenheit ihres Standes und dem Abstand, der zwischen ihnen und ihren Unterthanen ist, diese Frucht nicht pflücken, nicht geniessen, wenn sie nicht einige zu dem Grad des Glücks und der Würde erheben, daß sie mit ihnen wie mit ihres Gleichen im vertraulichen Umgang leben können, welches freylich öfters seine Nachtheile für sie hat. In der neueren Sprache heissen solche Personen Günstlinge oder Freunde der Könige, als ob blos Gunst und gesellschaftliche Unterhaltung dabey in Rücksicht käme; aber

das lateinische Wort drückt den wahren Gebrauch und den rechten Grund davon besser aus, indem es sie Theilnehmer der Sorgen nennt. Dies ist es eigentlich, was ein wahres Band zwischen ihnen knüpft. Und das haben, wie wir sehen, nicht eben nur weichliche und schwachköpfige Fürsten, das haben sehr kluge und staatsweise Regenten gethan, diese haben sich einige aus ihren Unterthanen gewählt, die sie selbst ihre Freunde nannten und die auch andere mit diesem Nahmen beehren durften. Sie wollten kein anderes Wort als dasselbige, das auch unter Privat-Persohnen angenommen ist.

L. Sylla, nachdem er sich zum Herrn über das Römische Reich aufgeworfen hatte, erhob den Pompejus, nachher der Grosse genannt, zu einer solchen Macht, daß dieser selbst öffentlich sich rühmte, jenem überlegen zu seyn. Pompejus hatte einmahl einem seiner Freunde wider die Bemühungen Syllas, der es zu hindern suchte, zum Consu-

lat geholfen. Dieser nahm das sehr übel auf und als er im Unwillen in Vorwürfe ausbrach, ließ sich Pompejus das nicht so ruhig hinsagen, sondern hieß ihn beynahe mit trocknen Worten schweigen, indem er hinzusezte:

es beten ja immer mehrere die aufgehende als die untergehende Sonne an.

Decimus Brutus wurde von Julius Cäsar so vorzüglich geliebt, daß er ihn selbst zum Erben des Octavius seines Neffen einsezte. Und das war derselbige Brutus, der Cäsarn zu seinem Tod hinführte. Denn da dieser den Senat wegen schlimmer Anzeichen (besonders eines Traums seiner Gemahlin Calpurnia) zu entlassen gesonnen war, so ergriff ihn Brutus unter dem Arm, hob ihn von seinem Stuhl sanft in die Höhe und sagte: er hoffe, Cäsar werde den Senat nicht so gering achten, daß er ihn eher entlasse, ehe seine Gemahlin glücklicher

geträumt hätte. Wirklich scheint er in ganz ausnehmender Gunst bey Cäsar gestanden zu seyn, so daß ihn Antonius in einem Briefe, den Cicero in einer seiner Philippinischen Reden wörtlich anführt, einen Zauberer nannte, als ob er Cäsarn auf diese Art für sich eingenommen hätte.

August erhob den Agrippa, der nur von geringem Stand war, zu einer solchen Höhe, daß ihm einst Mäcenas, mit dem er über die Vermählung seiner Tochter Julie sich besprach, frey heraus sagte:

Entweder Er müsse den Agrippa zu seinem Tochtermann wählen oder ihn tödten lassen, ein drittes gebe es hier nicht, da er ihn auf eine solche erhabene Stufe hinaufgesezt hätte.

Tiber überhäufte den Sejan mit solchen Ehrenbezeugungen, daß sie nicht anders als Ein Paar Freunde angesehen wurden. So-

gar schreibt ihm Tiber in einem Brief mit diesen Worten:

Dieß habe ich dir nach unserer Freundschaft nicht vorenthalten wollen.

Auch der ganze Senat errichtete in Rücksicht des engen Bandes zwischen ihnen beyden der Freundschaft, gleich einer Gottheit, einen Altar.

Ein Beyspiel von einer gleichgrossen und wohl noch grösseren Freundschaft hat man an Septimius Severus und Platinianus, denn er nöthigte sogar seinen älteren Sohn mit Platinian's Tochter sich zu vermählen, und oft erwieß er diesem mit Herabsezung seines eigenen Sohns eine Ehre. Einmahl schrieb er gar an den Senat, ich liebe den Mann so über alles, daß ich wünsche, er überlebte mich. Wären diese Fürsten einem Trajan oder Marc Aurel sonst ähnlich gewesen, so könnte man dies der ausserordentlichen Güte ihres Herzens zuschreiben, da sie aber Männer von grosser

Klugheit, von sehr viel Ernst und Geistes-Stärke waren, und zugleich so viel Selbstsucht und Eigenliebe hatten, so ist es ein klarer Beweiß, daß sie ihre Glückseligkeit (die grösseste, zu der Sterbliche gelangen können) nur für Stückwerk hielten, wenn sie nicht durch solche Verbindungen mit Freunden ergänzt und vollkommen gemacht würde. Und was noch mehr ist, doch hatten diese Fürsten Gemahlinnen, Töchter und Enkel zur Seite, und sie alle waren nicht vermögend, gen Trost zu gewähren, den Freundschaft zu geben vermag.

Es ist allerdings des Andenkens werth, was Commineus von seinem ersten Herrn, Herzog Carl, dem Tapfern, aufzeichnete, er habe seine Geheimnisse Niemanden entdecken wollen, am allerwenigsten die, die ihm erade den grösten Kummer machten. Und weiterhin sezt er hinzu, diese Verschlossenheit seines Herzens habe ihm in seinen lezten Lebens-Jahren eine Schwäche und Unrichtig-

keit in seinem Verstand zugezogen. Gerade dasselbige hätte Comminous auch, wenn er gewollt hätte, von Ludwig dem XI. seinem zweyten Herrn anmerken können, dem die Verheimlichung seiner Plane zur wahren Folter ward.

Dunkel aber recht sehr gut ist jener Ausspruch des Pythagoras:

Verzehre dein Herz nicht.

Wollte man wirklich hier eines harten Ausdrucks sich bedienen, man könnte sagen, solche, die keine Freunde haben, denen sie ihre Gedanken und Sorgen mittheilen können, seyen Menschenfresser, die ihre eigene Herzen aufzehren

Aber einem Wunder ist das beynahe ähnlich — womit ich denn zugleich meine Abhandlung über den ersten Vortheil der Freundschaft schliesse — daß jene Mittheilung unter Freunden gerade zwey entgegengesezte Würkungen hervorbringt, denn sie verdoppelt unsere Freuden und vermindert unsere Leiden. Wer seine Freuden seinem

Freunde mittheilt, wird jedesmahl noch frö- her werden, wer sein Leid ihm klagt, wird weniger traurig seyn. Sie wirkt in Wahrheit mit der grossen Kraft auf das menschliche Herz, die der Alchymiste seinem Stein der Weisen über den menschlichen Körper zuzuschreiben pflegt, er wirkt zwar entgegengesezte Dinge, aber immer zum Besten der Natur. Doch wir bedürfen der Chymischen Begriffe zur Erläuterung der Sache nicht, schon der gewöhnliche Lauf der Natur giebt uns hier ein überaus deutliches Beyspiel. Ueberall im Physischen unterhält und verstärkt Vereinigung der Kräfte jede natürliche Wirkung, so wie sie dagegen heftigere Stösse schwächt und zurückwirft. Gerade so ist es mit der Seele des Menschen.

Der zweyte Vortheil, den die Freundschaft gewährt, kommt dem Verstand zu gut, wie der erste der Empfindung des Menschen. Denn Freundschaft bringt wieder Heiterkeit in das Herz, das von Stür-

men und Unfällen getrübt wurde, aber in dem Verstand vertreibt sie auch die Nacht, hebt die Verworrenheit der Gedanken und schaft Licht und Klarheit. Und das ist nicht einzig nur von dem treuen Rath zu verstehen, womit uns Freunde zu Hülfe kommen, es ist auch, ehe wir uns darauf einlassen, schon zum Voraus richtig, daß es in der von so vielen Gedanken niedergedrückten Seele des Menschen zu tagen anfängt und immer heller wird, wenn er sich mittheilt, und mit einem andern über seine Absichten spricht. Denn auf diese Art sezt er seine Gedanken leichter in Bewegung, wendet sie auf alle Seite, ordnet sie richtiger, bringt sie, indem er sie in Worten ausdrückt, gleichsam zur Anschauung und erhebt sich dadurch über seinen eigenen Verstand. Und das erreicht er durch Unterredung in einem Stündgen gewisser als durch Meditationen eines ganzes Tages.

Themistocles sagte gut und richtig zu dem Persischen Könige:

Unterredungen seyen Tapeten gleich, die man auseinander schlage, man sehe die Bilder darauf ganz deutlich, Gedanken hingegen seyen, wie Reise-Päcke, zusammengedrängt und eingewickelt.

Und dieser zweyte Nuzen der Freundschaft, (der eigentlich den Stockungen des Verstandes zu Hülfe kommt,) zeigt sich nicht eben einzig bey solchen Freunden, die sehr gut zu rathen wissen, wiewohl diese immer die besten Dienste thun, dieß auch bey Seite gesezt, lernt jeder von sich selbst, er zieht seine eigene Gedanken an das Licht und schärft seine Beurtheilungs-Kraft gleichsam an einem Stein, der für sich selbst nicht schneidet. Mit einem Wort: lieber theile man sich einer Statue oder sonst einem Bilde mit, als daß man seine Gedanken durch Schweigen erstickef.

Nun nehme man noch, um von jenem zweyten Vortheil der Freundschaft hier ausführlicher zu reden, was nun eben berührt

wurde, woran jeder auch leichter denkt und was allgemeiner bemerkt wird, ich meyne den treuen Rath eines Freundes. Sehr gut behauptet Heraclitus in einem seiner Räthsel: Trockenes Licht ist das Beste. Nun ist es auch zuverläßig wahr, Licht, das wir von einem andern durch seine Berathung erhalten, ist trockener und reiner, als das, das von uns selbst kommt, aus unserm Urtheil und Verstand ausfließt, weil es auf diesem Wege immer von unsern Affecten getrübt und verfälscht wird. Und eben darum ist der Rath eines Freundes von unserem eigenen nicht weniger verschieden, als der Rath eines Freundes von dem eines Schmeichlers. Denn einen verderblicheren Schmeichler, als der ist, den jeder an sich selbst hat, giebt es nicht, es giebt aber auch kein treflicheres Mittel wider diese Schmeicheley gegen sich selbst, als die freymüthige Sprache eines Freundes.

Freunde berathen uns bey zweyerley Angelegenheiten, ihr Rath betrift entweder

unsern sittlichen Zustand oder unsere Geschäfte.

Die Gesundheit der Seele zu erhalten, dazu dienen Erinnerungen eines redlichen Freundes gleich der besten Arzney. Eine strenge Selbst-Prüfung ist zuweilen eine gar zu angreifende gar zu beissende Medicin. Das Lesen moralischer Schriften dringt nicht gehörig ein. Die Beobachtung eigener Fehler an anderen, wie in einem Spiegel, trügt oft eben so sehr, wie der Spiegel selbst. Aber die beste Arzney, wie wir vorhin schon sagten, die beste zum nehmen, die beste zum wirken, ist die Erinnerung eines Freundes. Man sieht es mit Erstaunen, welche grobe und nicht zu reimende Fehler einige, besonders unter den Grossen, begehen, weil sie keinen Freund zu ihrer Weisung an ihrer Seite haben, in Wahrheit zu keinem geringen Nachtheil ihrer Ehre und ihres bessern Wohls. Denn sie sind, wie der Apostel Jacobus sagt: gleich denen, die ihr Angesicht in

einem Spiegel beschauen, und dann vergessen, wie sie gestaltet waren.

Für die Geschäfte gilt das alte Sprichwort: daß mehrere Augen besser sehen als eins, wiewohl einige ihr Gespött darüber haben.

Eben so wahr ist auch jenes, daß der Zuschauer oft mehr sehe, als der Spieler. Ein schwehreres Schieß-Gewehr, das auf einem Stock liegt, wird richtiger treffen, als wenn es aus freyer Hand abgeschossen wird. Gleichwohl sind einige von sich so ganz eingenommen, daß sie alles in sich selbst zu haben meynen. Doch was man auch hierüber einwenden mag, gewiß ist es immer, guter Rath leitet und sichert die Geschäfte. Sollte einer guten Rath zwar wollen, aber dabey denken, in einzelnen Fällen bald von diesem bald von jenem sich berathen zu lassen, so ist das gut, das heißt, er thut besser, als wenn er gar keinen Rath gesucht und angenommen hätte; Allein immer wird er sich ei-

ner doppelten Gefahr dabey aussezen. Vors erste, er wird schwerlich aufrichtig und gut berathen werden; denn nur selten erhält man von einem andern, als einem treuen und vertrauten Freund, einen Rath, der nicht nach den unlautern Absichten des Rathgebenden eingerichtet und geformt wäre; dann werden die vielerley Rathgebungen, die von so verschiedenen Personen kommen, wenn sie auch lauter und gut gemeynt sind, dennoch öfters verwerflich und schädlich seyn, werden aus Nachtheilen und Hülfsmitteln zusammengesezt seyn, wie wenn man etwa einen Arzt beruft, der sich auf die Cur einer Krankheit sehr gut versteht, aber die besondere Beschaffenheit des Körpers, den er heilen soll, nicht kennt. Auf einige Zeit wird er vielleicht wohl der Gesundheit aufhelfen können, aber mit der Gefahr, der Gesundheit im Ganzen zu schaden, und so wird er auf diese Art zwar der Krankheit ein Ende machen, aber nicht lange hernach auch dem übrigen Leben.

Dage-

Dagegen wird der Freund, dem die Umstände seines Freundes so völlig bekannt sind, sich zu hüten wissen, daß er ihm nicht mit seiner Hülfe für jezt ein Uebel in der Zukunft bereite. Auf Rathschläge also, die von verschiedenen kommen, wie schon oben gesagt wurde, verlasse man sich nicht, sie werden ihn mehr ungewiß machen und irre führen, als ihn leiten und fester machen.

Auf diese zwey so edle Früchte der Freundschaft, ich meyne die Ruhe für unser Herz und die Hülfe für unsern Verstand, folgt noch eine dritte. Sie gleicht einem Granat-Apfel, der mit Körnern angefüllt ist. Darunter verstehe ich die Unterstüzung und Theilnahme bey den mancherley Angelegenheiten und Vorfällen des menschlichen Lebens. Um sich von dem vielfachen Nuzen der Freundschaft auf das lebhafteste in dieser Rücksicht zu überzeugen, darf man nur um sich her blicken und erwägen, wie viel es da gebe, das einer für sich allein

nicht wohl vollbringen könnte, da wird es sich denn auch deutlich zeigen, daß die Alten nicht hyberbolisch vielmehr mit nüchterner Ueberlegung behaupteten: ein Freund sey unser zweytes Ich. Denn das was Freunde uns leisten, übersteigt, nach der Wahrheit die Sache betrachtet, unsere eigene Kraft. Menschen sind sterblich, oft überrascht sie der Tod mitten in einem Werk, das ihnen besonders am Herzen liegt, wie etwa bey der Verheurathung eines Kindes, unter der Vollendung ihrer Plane und Wünsche, und in ähnlichen Fällen. Hat man aber einen treuen Freund, so darf man um alle diese Angelegenheiten unbesorgt seyn, nach unserem Tod wird unser Freund sie alle vollenden, und so kann ein zu frühes Ende auch kaum einen Nachtheil ihm bringen, er hat zur Erreichung seiner Wünsche gleichsam ein doppeltes Menschen-Leben.

Der Mensch ist durch seinen Körper eingeschränkt und sein Körper durch den Ort,

aber wo die Freundschaft zur Seite steht, da ist ihm und seinem Stellvertreter alles erlaubte möglich.

Wie viel giebt es nicht Dinge, die man mit Ehren und Wohlstand in eigener Persohn nicht wohl verrichten kann. Seine eigene Verdienste kann man ohne Unbescheidenheit nicht selbst vorerzählen, vielweniger sie selbst anpreisen. Nicht ein Jeder kann sich zum Bitten oder Bettlen erniedrigen und so sind tausend dergleichen Fälle mehr, die immer vorkommen. Allein dies und alles andere dieser Art läßt sich von einem Freund ganz schicklich sagen, was wir selbst persöhnlich, ohne schamroth zu werden, nicht thun könnten. So sind wiederum bey einem jeden besondere Verhältnisse, von denen er sich nicht los sagen kann. Mit einem Sohn kann man nur als Vater sprechen, mit der Gattin nur als Gatte, mit dem Feind nur mit Würde und Selbstgefühl, aber unserem Freund ist es vergönnt, so zu reden, wie es

die Sache erheischt, weil er keine Rücksichten auf Verhältnisse zu nehmen hat. Doch es würde kein Ende nehmen, wenn man ausführlicher hierüber sprechen wollte. Ich selbst habe den Saz als Vorschrift aufgestellt: Wer auf der Bühne seine Rolle in eigener Persohn nicht spielen kann, und keinen Freund dazu hat, thut besser, sie gar zu verlassen.

28.

Ueber Aufwand.

Vermögen ist zur Bestreitung des Aufwands, Aufwand ist für die Ehre und andere rühmliche Zwecke bestimmt. Grösserer Aufwand also läßt sich nur nach dem Werth der Veranlassung und des Gegenstands richtig abmessen. Eine freywillige Armuth ist man zuweilen auch dem Vaterland schuldig, nicht einzig dem Himmel. Gewöhnlicher Aufwand muß nach eines Jeden Ver-

mögen, und zwar immer so bestimmt werden, daß Einnahme die Ausgabe noch übersteige; man überlasse das auch nicht den Betrügereyen oder der Nachläßigkeit seiner Dienerschaft, und mache seine Eintheilung so, daß die über unsere Ausgaben gestellte Rechnung kleiner ausfalle, als wir schäzten.

Wer seinen Wohlstand nicht verringert sehen will, muß nothwendig seine gewöhnliche Ausgaben so bestellen, daß er nur die eine Helfte seines Einkommens dazu brauche, und die andere zurücklege. Wer aber sein Vermögen noch zu vermehren wünscht, darf nur den dritten Theil davon zu seinen Ausgaben aussezen.

Auch für den grossen Mann ist es nichts schimpfliches, seine Rechnungen fleißig einzusehen. Sehr viele unterlassen dieses nicht sowohl aus Trägheit, als vielmehr aus einer gewissen Abneigung, sie möchten über die gefundene Verringerung ihres Vermögens zu sehr unangenehmen Empfindungen kommen.

Allein Wunden, die nicht untersucht werden, lassen sich auch nicht heilen.

Denen, die ihre Oeconomie nicht wohl selbst besorgen können, bleibt nichts übrig, als daß sie mit Vorsicht ihre Leute dazu wählen und von Zeit zu Zeit immer wieder andere nehmen, denn die neu angenommenen wagen weniger und sind weniger verschlagen. Wer seine Rechnungen selten durchsehen kann, der muß das, was die Berechnung auswirft, als gewisse Einnahme oder auch als Ausgabe annehmen. Wer in gewissen Stücken sehr viel Aufwand macht, muß sich in andern einschränken und sparsamer seyn. Hält er etwa zum Beyspiel eine reich besezte Tafel, so muß er mit seiner Kleidung weniger Aufwand machen. Führt er einen grösseren Hofstaat, so muß er für Pferde so viel weniger thun, und so immer in ähnlichen Fällen. Denn wer in allen Arten des Aufwands zu viel thut, der wird den gänzlichen Zerfall seines Vermögens kaum

verhüten können. Will man eine verwirrte und verschuldete Oeconomie in bessere Ordnung bringen, so kann zu vieles Eilen so schädlich werden als zu vieles Zaudern. Uebereilte Verkäufe kommen oft dem Verlust durch Zinse gleich. Wer auf einmahl seine Glücksumstände verbessert sieht, der ist in Gefahr, wieder in die vorige Zerrüttung zu fallen. Wenn er erst fühlt, daß alle diese Verlegenheiten glücklich überstanden sind, dann kommt die alte Natur wieder; Wer aber nur allmählig aus seinen Verwirrungen herauskommt, gewöhnt sich zugleich an Sparsamkeit und Ordnung, und verbessert zu gleicher Zeit seinen Character und seinen Wohlstand.

Wer seinem geschmälerten Vermögen wieder aufzuhelfen ernstlich wünscht, der sehe ja nicht über die geringste Kleinigkeiten hinweg, und es ist gemeiniglich weniger schimpflich, auch geringe Ausgaben noch zu beschneiden, als nach kleinen Gewinnsten zu haschen.

zu einem Aufwand, der fortgeführt werden muß, wenn er einmahl angefangen ist, entschliesse man sich mit aller Behutsamkeit, aber bey einem Aufwand, der so leicht nicht wieder kommt, mag man sich wohl auch eine grössere Pracht erlauben.

29.

Ueber Staaten-Vergrösserung.

Jene Aeusserung des Themistocles, die sich auf ihn selbst bezog, war allerdings unbescheiden und etwas aufgeblasen, aber hätte er sie über andere und im allgemeinen gethan, dann würde sie eine feine Bemerkung und eine eben so nachdrückliche Critik enthalten. Als man ihn bey einem Gastmahl bat, die Zyther zu spielen, antwortete er:

Auf Saiten-Spiel verstehe er sich nicht, aber aus einer kleinen Stadt wisse er eine grosse zu machen.

Diese Worte, in einem politischen Sinn genommen, sind sehr geschickt, bey Männern, die am Ruder des Staats sitzen, zwey sehr verschiedene Talente zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Wenn wir nämlich die Räthe der Könige, Senatoren und andere Staatsmänner, die je gewesen sind, mit Aufmerksamkeit durchgehen, so werden sich sicherlich unter ihnen, so selten sie auch seyn mögen, immer noch einige finden, die ein unbedeutendes Reich oder einen kleinen Staat groß zu machen verstünden, ohne das mindeste in der Musik zu wissen. Aber dagegen finden wir andere und dazu recht sehr viele vorzügliche Meister auf der Zyther oder Leyer, das heißt in den Tändeleyen der Höfe, die von der Natur das ganze Geschick hätten, einen glücklichen blühenden Staat eher um seinen völligen Flor zu bringen, als daß sie wüßten, ihn zu erheben und groß zu machen. In Wahrheit jene elende Künste und Gaukeleyen, durch die öfters Minister und

vielvermögende Männer die Gnade ihrer Fürsten und den Beyfall des Pöbels davon tragen, verdienen keinen andern Namen als Spielmanns-Künste, denn es sind eigentlich Dinge, die nur für den gegenwärtigen Augenblick gefallen, und den Künstler selbst mehr zieren, als daß sie zur Macht und Grösse der Staaten, deren Diener sie sind, etwas beyzutragen vermöchten. Ohne Zweifel stößt man auch sonst noch auf würdige Staats- und Geschäftsmänner, die ihre Stelle mit Ehre bekleiden, sich auf eine geschickte Leitung des Staats verstehen und vor offenbarem Verderben und Schaden ihn zu sichern wissen, die aber darum jenes Talent, Staaten zu erheben und groß zu machen, bey weitem nicht besitzen.

Doch! mögen die Arbeiter seyn wie sie wollen, wir richten unsere Aufmerksamkeit nun auf das Werk selbst, was nämlich eigentlich wahre Grösse der Reiche und Staaten sey und durch welche Mittel sie erreicht werde;

Wahrlich! ein Gegenstand, der es verdient, daß Fürsten sich immer damit beschäftigen und mit Nachdenken dabey verweilen, damit sie nicht, verführt durch allzu hohe Begriffe von ihren Kräften, in leere und unausführbare Unternehmungen sich verwicklen, aber auch wiederum nicht aus zu grosser Herabsezung derselben zu kleinmüthigen und furchtsamer Maaßregeln sich erniedrigen.

Die Grösse der Reiche nach Umfang und Gebiet, kann ausgemessen, die Einkünfte können berechnet, Bürger und Köpfe können gezählt, grosse und kleine Städte können aufgezeichnet werden, aber nirgends schleichen sich bey solchen Staats-Sachen mehr Irrthümer ein, als wenn man die wahre innere Stärke eines Reichs anschlagen will, und dabey nur auf seine äussere Kräfte und seine Heere Rücksicht nimmt. Das Himmelreich wird keiner Eichel oder einer grössern Nuß, sondern einem Senfkorn verglichen, gerade dem kleinsten unter allen Kör-

nern, in dessen Keim aber gleichwohl schon die Eigenschaft und der natürliche Trieb liegt, schneller emporzuwachsen und weit umher sich auszubreiten. So giebt es auch Reiche und Staaten, von grossem Umfang und weiter Ausdehnung, die aber zu einer Erweiterung ihrer Grenzen oder zur Ausbreitung ihrer Herrschaft nicht gelegen sind, andere hingegen von einer ziemlich kleinen Strecke, die gleichwohl die Grundlage zu den grösten Monarchien in sich enthalten können.

Feste Städte, volle Zeughäußer, Pferde-Zucht von edlen Arten, Streitwagen, Elephanten, Kriegsmaschinen und Geschütz aller Art und ähnliche Dinge, dieß alles ist, wenn ein Volk nicht selbst seinem Stamm und Character nach tapfer und kriegerisch ist, nichts anderes, als ein Schaaf in einer Löwenhaut. Auch nicht einmahl die grosse Zahl der Truppen nüzt da viel, wo die Sol-

daten unkriegerisch und feig sind. Virgilius sagt ganz richtig:

Was kümmert den Wolf die grosse Anzahl der Schaafe?

Das Heer der Perser auf den arbelischen Feldern fiel den Macedoniern wie ein ungeheures Meer von Menschen in die Augen, so daß die Feldherrn Alexanders, selbst etwas betroffen über diesen Anblick, sich an den König wandten und ihm riethen, bey Nacht das Treffen zu liefern, allein er antwortete ihnen: ich mag den Sieg nicht stehlen. Er ward ihm auch über alle Erwartung leicht.

Der Armenische König Tigranes, der sich auf einem Hügel mit seinem Heer von 400000. gelagert hatte, gefiel sich, als er die römische Schlachtordnung von 14000. Mann gegen sich anrücken sah, in seinem Spott: Für eine blosse Gesandschaft, sagte er, sind das ihrer gar zu viel, für eine Schlacht viel zu wenig. Noch vor

Sonnen-Untergang fand er sie gleichwohl zahlreich genug, sich mit einer unermeßlichen Niederlage aus dem Feld gejagt zu sehen. Man hat unzählige Beyspiele, wie viel Tapferkeit in dem Kampf über die Menge vermag. Man nehme also das als ausgemacht und erwiesen an, das erste und vorzüglichste, wodurch ein Reich oder Staat zu einer Grösse kommt, sey dies, daß das Volk selbst seinem Stamm und seinem Character nach kriegerisch ist. Aber mehr angenommen als wahr ist jener bekannte Saz, Geld mache die Stärke im Krieg aus, wenn bey einem weichlichen und weibischen Volk nervichte Arme fehlen. Richtig wars, was Solon zu Crösus, als er sein Gold ihm zeigte, sagte: Aber käme einer, mein König! der das Schwerdt besser als du zu führen wüßte, wahrlich alles dies Gold würde ihm zufallen. Jeder Fürst oder Staat, dessen eingeborne Unterthanen und Bürger nicht muthig und kriegerisch sind, schlage darum seine

Macht nur gar mäßig an, dagegen dürfen Fürsten, die beherzte und streitbare Nationen beherrschen, ihren Kräften etwas zutrauen, wenn sie's anders sonst nicht an sich selbst fehlen lassen. Von besoldeten Hülfstruppen (ein gewöhnliches Mittel, zu dem man greift, wenn es dem Lande selbst an einheimischen Truppen fehlt) hat man überall Beyspiele genug, die es klar beweisen, daß ein Staat, der sich auf sie verläßt, vielleicht eine Zeitlang über seine Grenzen sich erheben, aber bald wieder von sich selbst in sie zurücksinken werde.

Der Seegen über Juda und Isaschar wird nie bey einem Volk zusammentreffen, nämlich daß derselbige Stamm oder dieselbige Nation zugleich ein junger Löwe und ein Esel wäre, der unter seiner Bürde sich lagerte. Nie wird ein von schwehren Auflagen gedrücktes Volk zugleich auch tapfer und kriegerisch seyn. Beyträge, die das Volk selbst verwilliget, machen die Gemüther der

Unterthanen weniger muthlos und niedergedrückt, als die, welche ohne weitere Rücksicht auf Befehl des Herrn erlegt werden müssen. Man sieht dies sehr deutlich an den Steuern der Niederländer die sie Accise heissen, und gewissermassen auch an den sogenannten Subsidien der Engländer. Aber man vergesse nicht, daß hier nicht von dem Reichthum, sondern von dem Geist eines Volks die Rede ist. Hier werden Auflagen mit öffentlicher Einwilligung gemacht, und wenn gleich Abgaben, die auf den Befehl eines Herrn abgereicht werden, in so fern eins mit jenen freywilligen Steuren sind, daß sie beyde das Vermögen der Unterthanen erschöpfen, so haben sie doch einen sehr verschiedenen Einfluß auf ihren Character. Es gelte also auch dies für einen richtigen Saz: ein mit Auflagen beschwertes Volk taugt nicht zum Herrschen.

Staaten und Reiche, die nach Grösse streben, müssen ja zu verhüten suchen, daß

hohe und niedere Adel (Nobiles, Patricii atque Generosi) nicht allzu zahlreich werde. Denn dabey kommt es endlich so weit, daß das gemeine Volk zu einem niedriggesinnten verächtlichen Haufen wird, der beynahe aus lauter Leibeigenen und Frohnknechten des Adels besteht. Etwas ähnliches findet sich bey frisch gehauenen Waldungen. Läßt man hier zu viele von den gröberen und höheren Stämmen übrig, so wird kein guter und ächter Nachwuchs von Bäumen aufkommen, sondern er wird in Gesträucher und Heckenwerk grossentheils ausarten. So wird bey einer Nation, wo der Adel in übermäßiger Anzahl vorhanden ist, das gemeine Volk schlechtdenkend und feig seyn, und unter diesen Umständen wird endlich kaum unter Hunderten einer zum Waffentragen taugen, am wenigsten unter das Fußvolk, das sonst immer der Kern eines Heeres ist. Leute wird man dann immer sehr viele haben, aber nur wenige Kräfte. Was ich hier eben behaupte,

wird am auffallendsten durch die Beyspiele Frankreichs und Englands bestättiget. England, wenn gleich an Grösse des Lands und der Zahl der Bewohner weit geringer, war doch beynahe immer in seinen Kriegen mit jenem der stärkere, der den Sieg davon trug, und das gerade darum, weil die Landleute und andere aus den niederen Ständen bey den Engländern zu Kriegsdiensten tauglicher sind, als die Bauern in Frankreich.

Es war wirklich eine äusserst weise wohlausgedachte Verordnung König Heinrichs des VII. von England (wie wir davon in seiner Lebensgeschichte ausführlicher gehandelt haben) daß er kleinere, mit einem mäßigen und unveräusserlichen Stück Land verbundene, Güter und Höfe errichten ließ. Dieß sollte ein etwas reichlicheres Einkommen gewähren und noch weiter dazu dienen, daß der Landbau von den eigentlichen Grundherren oder wenigstens den Nuznießern, nicht aber von blossen Miethmännern oder Tag-

löhnern betrieben würde. Denn nur unter solchen Umständen läßt sich jener Zug in dem Bild Virgils, das er von dem alten Italien aufstellte, mit gutem Grund auf einen Staat anwenden:

Ein Land mächtig durch Waffen und
fruchtbare Fluren.

Noch ist jene Volksclasse, die England beynahe ganz eigen ist und nirgends, so viel ich weiß, als etwa in Pohlen gefunden wird, nämlich die Dienstleute des Adels, nicht zu übersehen. Auch die geringeren unter diesen sind für den Dienst zu Fuß nicht weniger tauglich als die übrigen Landleute. Es ist daher gewiß, daß jene gastfreye Pracht des englischen Adels, jene Schaaren von Dienern, die Trabanten gleich ihn umgeben, der Kriegsmacht zuträglich sind, so wie hingegen eine glanzlose eingezogene Lebensart des Adels, wenn er wie jeder andere Privatmann lebt, dem Kriegsdienst Abbruch thut.

Darauf hat man gar sehr zu sehen, daß der Baum einer Monarchie gleich jenem des Nebucadnezars, zum Tragen seiner Aeste und Zweige einen hinlänglich dicken und starken Stamm habe, das heißt, daß der Staat so viel eingeborne habe, die zahlreich genug sind, die Unterthanen ausser dem Gebiet im Gehorsam zu erhalten. Diejenige Staaten nähern sich am besten zu einem grossen mächtigen Reich, die leicht und gern das Bürgerrecht ertheilen. Das sehe man doch immer für einen leeren Wahn an, als könnte man mit einer Handvoll Leute, so geist. und muthvoll sie seyn mögen, gar zu ausgedehnte weitläufige Länder unter dem Joch erhalten und beherrschen. Eine Zeitlang möchte das angehen, aber in die Länge wird es nicht bestehen. Die Spartaner nahmen nur selten und ungern neue Bürger auf. Solang also die Grenzen ihrer Herrschaft noch klein und eingeschränkt waren, bestand ihr Staat, aber sobald sie anfiengen, ihr Gebiet und ih-

re Herrschaft weiter auszudehnen, und der eigentliche Stamm der Spartaner nicht mehr hinreichte, den vermischten Haufen der Ausländer in der Bottmäßigkeit gehörig zu erhalten, sank auch ihre Macht.

Nie öffnete irgend ein Staat zur Aufnahme neuer Bürger seine Arme so weit und willig als der Römische. Ihre so weise Einrichtung begünstigte das Glück in gleichem Grad, und dies Reich stieg zu einer Stufe der Macht empor, die alle Reiche der Welt übertraf. Es war ihre stete Gewohnheit, das Bürgerrecht ohne Schwürigkeiten und noch dazu mit allen seinen Vorrechten zu verschenken, sie gaben damit nicht einzig Freyheit des Handels, der Verheyrathung und das Recht der Erbschaft, auch das Recht seine Stimme zu geben, und der Zugang zu Aemtern und Ehrenstellen war damit verknüpft, und das gestatteten sie wiederum nicht eben nur einzelnen Persohnen, sondern ganzen Familien, sogar Städten, und zu-

weilen grossen Nationen. Hieher gehört auch ihre Gewohnheit, Colonien abzuschicken, wodurch der römische Stamm auf auswärtigen Boden verpflanzt wurde. Nimmt man diese zwey Institute zusammen, so muß man in Wahrheit sagen, es haben nicht die Römer über den ganzen Erdboden, vielmehr der ganze Erdkreiß habe über die Römer sich ausgebreitet, und dies ist sicherlich die beste Art, seine Herrschaft weiter auszudehnen.

Wundern muß man sich öfters, wie das Spanische Reich mit so wenig Eingebornen so viele Königreiche und Provinzen umfassen und in der Unterwürfigkeit erhalten könne. Allein Spanien selbst ist doch wohl ein hinlänglich starker Stamm, da es einen grösseren Strich Landes umfaßt, als Rom und Sparta im Anfang ihn hatte. Und obgleich die Spanier sparsam genug mit ihrem Bürgerrecht sind, so thun sie doch etwas dergleichen, was dem sehr nahe kommt; daß sie nämlich Leute von allen Nationen ohne Un-

terschied bey ihren stehenden Truppen zulassen. Nicht selten vertrauen sie sogar die oberste Feldherrnstelle im Krieg solchen an, die keine geborne Spanier sind. Gleichwohl scheint es, daß auch sie unlängst diesen bemerkten Mangel an Eingebornen gefühlt und ihm abzuhelfen gesucht haben, wie man dies aus der in diesem Jahr bekannt gemachten pragmatischen Sanction ersehen kann.

Sicher ist es allerdings, daß solche mechanische Künste, die nicht unter freyem Himmel, sondern sizend in den Häussern ihr Werk verrichten, und dann feinere Manufacturen, dabey man mehr die Finger als die Arme braucht, ihrer Natur nach den kriegerischen Geist ersticken. Allgemein lieben streitbare Völker Muße und Freyheit, und scheuen Arbeiten mehr noch als Gefahren. Und bey diesen Neigungen darf man ihnen nicht zu viel Gewalt anthun, wenn man anders ihren Muth in seiner Kraft erhalten will. Sparta, Rom, Athen und andere alte

Staaten hatten grosse Vortheile davon, daß es nicht freye Bürger, sondern Sclaven waren, die gewöhnlich jene Handarbeiten zu verrichten hatten. Allein mit der Annahme des Christenthums ist nun auch der Gebrauch der Sclaven meist überall in Abgang gekommen. Etwas davon hat man noch, wenn man diese Künste nur Fremde treiben läßt, die man eben darum herbeyziehen oder wenigstens bereitwillig aufnehmen muß. Das gemeine Volk der Eingebornen muß aus drey Classen bestehen: aus Landleuten, aus freyen Bedienten und solchen Handwerkern, deren Arbeiten Stärke und männliche Arme erfodern, dergleichen sind Schmiede, Steinhauer, Zimmerleute und andere, ohne die eigentliche Kriegsmannschaft hier mitzurechnen.

Mehr als alles andere trägt es zur Vergrösserung der Macht und Herrschaft eines Staats bey, daß ein Volk mit ganzem Eifer sich in den Waffen übe, und

diese Beschäftigung als seine Zierde und als seine erste und ehrenvollste Bestimmung ansehe. Was bis daher in dieser Rücksicht gesagt wurde, betrift blos die Tauglichkeit zum Dienst; wozu aber Tauglichkeit, wenn man mit der Sache selbst sich nichts zu thun macht und sie wirklich anwendet? Romulus ließ, wie man uns erzählt oder auch nur vorsagt, nach seinem Abscheiden von der Erde seinen Bürgern das als seinen lezten Willen sagen, daß sie die Kriegs-Kunst zu ihrer ersten Beschäftigung machen sollten, dadurch würde ihre Stadt das Haupt der Welt werden. Die ganze Spartanische Staatsverfassung war, zwar nicht mit gehöriger Klugheit aber doch mit genauer Sorgfalt, auf den einzigen Zweck, aus seinen Bürgern gute Krieger zu bilden, angelegt und weiter eingerichtet. Dieselbige Einrichtung fand sich bey den Persern und Macedoniern, nur hatte sie nicht so viele Festigkeit oder Dauer. Auch Britannier, Gallier, Deutsche, Gothen, Sach-

sen, Normänner und einige andere machten eine Zeitlang sich sehr viel mit Kriegsübungen zu thun. Noch heutiges Tages erhält sich diese Lebensart unter den Türken, die durch ihr Gesez einigermassen dazu angetrieben werden, wiewohl übrigens unter grossem Verfall ihres Kriegswesens, wie es gegenwärtig beschaffen ist. Das einzige christliche Volk in Europa, das noch jezt diese Waffenübungen fortsezt, sind die Spanier.

Es ist übrigens ganz einleuchtend und klar, daß ein jeder darinnen die besten Fortschritte mache, worauf er den grösten Fleiß verwendet, und es bedarf also keines weiteren Worts hierüber. Ich begnüge mich, dies einzige noch zu sagen, daß eine Nation, die sich nicht ganz eigentlich mit Waffen und Kriegskunst beschäftiget, sie übet und treibt, in keinem Fall erwarten dürfe, das Schicksal werde sie ohne ihr Zuthun zu einer beträchtlichen Höhe von Herrschaft und Grösse gleichsam von selbst erheben. Dagegen ist es

eine untrügliche Erfahrung aller Zeiten, daß diejenige Völker, welche Waffenübungen am eifrigsten und längsten treiben, (wie es die Römer und Türken vornehmlich thaten) in der Vergrösserung ihrer Herrschaft Riesenschritte machen. Sogar diejenige, deren Kriegsruhm nur etwa ein einziges Jahrhundert hindurch im Flor war, erreichten gleichwohl in diesem einzigen Jahrhundert durch ihn eine solche Grösse, die sie lange nachher, als sie schon von solchen Kriegsübungen abgekommen waren, noch immer behaupteten.

Eine andere Vorschrift, die mit der vorhergehenden in Verbindung steht ist die, daß ein Staat solche Geseze und Gewohnheiten habe, die ihm jederzeit gerechte Ursachen oder wenigstens einen Vorwand, die Waffen zu ergreifen, an die Hand geben. Die Achtung für Gerechtigkeit, die dem Menschen natürlich ist, macht ihn schüchtern, ohne wichtige oder wenigstens scheinbare Ursachen zu haben, einen Krieg anzufangen, der so

vieles Elend und Unglück in seinem Gefolge hat. So haben die Türken in der weiteren Ausbreitung ihres Gesezes und ihrer Secten zu aller Zeit einen beliebigen Stoff zum Krieg. Die Römer, unerachtet es ihren Feldherrn zu grossem Verdienst angerechnet wurde, die Grenzen ihrer Herrschaft erweitert zu haben, fiengen doch einzig um dieser Ursache willen nie einen Krieg an.

Ein Volk also, das nach Herrschaft strebt, zeige immer für Beleidigungen, die etwa seinen Unterthanen an den Grenzen, oder Kaufleuten, oder Staatsdienern angethan werden, ein lebhaftes leicht reizbares Gefühl, und von dieser ersten Aufforderung an, breche es sogleich ohne weiteres Zögern los. Es sey ferner bereitwillig und fertig, seinen Freunden und Bundsgenossen Hülfstruppen zuzuschicken; dieß war stets die Handlungsart der Römer. Immer, wenn ein mit ihnen verbündetes Volk, das auch mit andern noch Schuz-Bündnisse hatte, schnell

überfallen wurde und bey mehreren um Hülfe bat, waren die Römer die ersten, die kamen. Den Ruhm, ihre Freunde gerettet zu haben, wollten sie keinem anderen überlassen.

Wie man aber zu jenen Kriegen eine gerechte Ursache haben konnte, die man in vorigen Zeiten blos darum unternahm, um andern Staaten seine Verfassung aufzudringen, oder wegen geheimer Verbindungen mit einem Staat, das sehe ich nicht ein. Kriege dieser Art waren die, welche die Römer führten, um Griechenland in Freyheit zu sezen; die Lacedämonier und Athener, um Democratien und Oligarchien aufzurichten oder umzustossen; dergleichen fiengen auch hie und da Fürsten und Republiken unter dem Vorwand an, fremde Unterthanen zu schüzen und von der Tyranney zu befreyen. Hieher gehört nur dies, daß man es als ausgemacht annehme, kein Staat dürfe je zu einer vorzüglichen Grösse von Herrschaft sich Hofnung machen,

ausser er greife sogleich bey jeder gerechten Veranlassung zu den Waffen.

Die Gesundheit eines jeden Körpers, des politischen sowohl als des physischen erfodert Uebung und Bewegung. Für ein Reich oder einen Staat ist ein gerechter und mit Ehren geführter Krieg solch eine gesunde Bewegung. Bürger-Krieg ist wie Fieberhize, aber auswärtiger Krieg gleicht der Wärme, die von Bewegung kömmt und der Gesundheit sehr zuträglich ist. Langer Friede, der mit Ruhe und Unthätigkeit verbunden ist, macht die Menschen weich und die Sitten schlimm. Mag übrigens das Wohl eines Staats abhangen, wovon es will, so kommt sicherlich für seine Grösse sehr viel darauf an, daß er die Waffen gleichsam immer in Händen habe. Und wenn es schon ohne Widerspruch eine sehr theure kostbare Sache ist, ein altes erfahrnes Heer beständig auf den Beinen zu haben, so ist doch die Folge davon diese, daß ein Staat da-

durch gleichsam der Schiedsrichter unter seinen Nachbarn wird, oder wenigstens ein grosses Gewicht für alle Fälle erhält. Ein auffallendes Beyspiel hievon geben die Spanier die schon 120 Jahre hindurch ein solches Heer von Veteranen zu gewissen, wenn gleich nicht immer zu den nehmlichen Zwecken unterhielten.

Oberherrschaft zur See ist im Kleinen Oberherrschaft über alles. Cicero schrieb an Atticus von Pompejus Zurüstungen gegen Cäsar: der Plan des Pompejus ist ganz derselbige, den Themistocles befolgte, er meynt, wer Herr des Meeres sey, sey Herr über alles. Und ohne Zweifel würde Pompejus Cäsarn endlich ermüdet und aufgerieben haben, wenn er nicht aufgeblasen von eitlem Zutrauen auf sich selbst seinen Entwurf hätte schwinden lassen. Von welchen bedeutenden Folgen Seeschlachten sind, lehren uns viele Beyspiele. Die Schlacht

bey Actium entschied die Herrschaft über das ganze Reich der Römer. Das Treffen bey den Curſolariſchen Inſeln legte dem Türken einen Ring in die Naſe. Gar sehr oft endigte ein Sieg zur See den ganzen Krieg; freylich geschah dies nur, wenn bey einer solchen Schlacht das ganze Schicksal des Kriegs auf der Waagschale lag. So viel ist immer gewiß, wer die Herrschaft auf dem Meer hat, behält immer freye Hände, sich gerade nur so weit in den Krieg zu mischen, als ihm selbst gefällt, da hingegen auch die stärkere Landmacht gleichwohl noch mit sehr vielen Verlegenheiten zu kämpfen hat. Aber heutzutag und bey uns in Europa ist Herrschaft zur See (das Erbguth Britanniens) für die höchste Stufe der Macht mehr als jemahls oder irgendwo entscheidend, einmahl weil die meisten Europäischen Reiche nicht gerade mitten im festen Land sondern grossentheils an Meeren liegen, dann auch weil die Schäze und Reichthümer von beyden

den Indien der Herrschaft zur See gleichsam von selbst zufallen.

Unsere neuere Kriege, verglichen mit dem Glanz und der manchfaltigen Ehre, die kriegerische Thaten in alten Zeiten auf den Krieger warfen, werden wie in der Nacht geführt. Wir haben in unsern Tagen, den Muth zu beleben, etwa einige ehrenvolle militärische Orden, die aber jezt schon dem Bürger, wie dem Soldaten zu Theil werden; wir haben in den Wappen der Geschlechter einige besondere Auszeichnungen; wir haben etwa auch solche öffentliche Häusser, die ausgedienten und verstümmelten Soldaten zur Verpflegung seyn sollen, und andere dergleichen Dinge. Aber bey den Alten wurden da, wo Siege erfochten wurden, Trophäen erbaut, feyerliche Leichenreden zum Lob der Todten gehalten, prächtige Denkmäler errichtet, Bürger-Kronen und Lorbeer-Kränze dem Krieger, der es verdiente, zugetheilt, da war der Name des

Imperators, den nachher die grösten Könige von ihnen annahmen, da waren die berühmte Triumphe der Feldherrn, die von ihren glücklich geendigten Kriegen zurückkamen, da waren jene so überreiche Geschenke und Spenden, die unter dem Heere bey ihrer Entlassung ausgetheilt wurden, dies alles sage ich, waren so viele und so hellschimmernde Vorzüge, daß sie selbst eine zu Eis gewordene Brust erwärmen und zum Krieg entflammen konnten. Vor allem aber merke man dies: Jene Sitte im Triumph aufzuziehen war bey den Römern kein blosses Gepränge, oder nur ein leeres Schauspiel, vielmehr ist sie unter die weisesten und rühmlichsten Anstalten zu zählen, weil sie einen dreyfachen Vortheil in sich vereinigte: dem Feldherrn brachte der Triumph Ehre und Ruhm, dem öffentlichen Schaz Bereicherung durch Beute, dem Soldaten Geschenke.

Triumphe passen vielleicht auf Monarchien nicht, ausser die Ehre falle auf die

Persohn der Könige selbst oder ihre Söhne, wie es auch zu Rom zu den Zeiten der Kaiser immer war, diese behielten bey Kriegen, die sie persöhnlich geführt und geendiget hatten, die Ehre des Triumphs sich und ihren Söhnen als etwas nur ihnen Zugehöriges bevor, und nur blos Triumph-Kleider und Ehrenzeichen gestatteten sie andern Feldherrn.

Niemand kann, was wir noch endlich zum Beschluß anmerken wollen, seiner Länge, wie die heilige Schrift sagt, mit aller seiner Sorge eine Ehle zusezen, dies gilt nämlich in der Anwendung auf das kleine Maas des menschlichen Körpers, aber bey dem grossen Gebäude der Königreiche und anderer Staaten steht es allerdings bey Königen und Herrschern, ihre Macht zu vergrössern und ihre Grenzen zu erweitern. Wenn sie nur weislich darauf hin arbeiten, solche Geseze, Anstalten und Gewohnheiten, wie wir sie hier vorgeschlagen haben, oder auch andere

diesen ähnliche, einzuführen, so haben sie für ihre Nachkommen und die künftige Jahrhunderte den Saamen zur Grösse ausgestreut. Aber es geschiehet selten, daß Fürsten solche Ueberlegungen und Plane machen, insgemein wird der Gang der Dinge dem Schicksal überlassen.

Einige biographische Nachrichten von Baco.

Franz Baco, Baron von Verulamio, Viscount von St. Alban, Großkanzler von England, lebte daselbst theils unter der Regierung der Königin Elisabeth, theils unter dem Könige Jacob dem I. und war ein Zeitgenosse Shakespears. a)

Weil er aus einem angesehenen adelichen Geschlecht Englands abstammte, so wied-

---

a) Bayle Dictionaire histor. & crit. edit. Basle 1741. Vol. I. p. 471.

mete er sich in seiner Jugend der Rechtsgelehrsamkeit, um nach dem Beyspiel seines Vaters, Nicolaus Baco's, der zu Anfang der Regierung Elisabeths Groß-Siegelbewahrer war, den er aber frühzeitig verlohr, die politische Laufbahn zu betretten. Seine Geburt, seine nahe Verwandschaft mit den angesehensten Ministern der Königin, dem Lord Burleigh und dem Staatssecretaire Cecile, b) noch mehr aber seine glänzende und seltene Talente berechtigten ihn früh zu grossen Hofnungen, die er aber erst später erfüllt sah. Denn dieser günstigen Umstände ungeachtet, die das Schicksal nur selten für einen und den andern unter den Sterblichen zusammentreffen läßt, wurde Baco dennoch bey seinem ersten Erscheinen in der politischen Welt, nachdem er vorher im Gefolge einer Gesandschaft eine Reise nach

---

b) Hume's Geschichte von England Frkthal 1787. 12 B. pag. 116.

Frankreich gemacht hatte, so sehr zurückgesezt, daß er nicht einmahl eine Rechts-Bedienung erhalten konnte.

Graf Essex — jener berühmte unglückliche Liebling der Königin Elisabeth, der mit Baco in vertrauter Freundschaft stand und den talentvollen Mann in ihm erkannt hatte, suchte durch sein Ansehen das Amt eines Procurators bey der Königin ihm zu verschaffen. Allein auch dieser Plan, den gelehrten Mann in das thätige Leben einzuführen, schlug fehl, und dies veranlaßte seinen großmüthigen Freund Essex, durch ein Geschenk an Ländereyen von 1800 Pf. Sterl. für seine gescheiterte Hofnungen zu trösten. Einige Geschichtschreiber wollen zwar Baco des schändlichsten Undanks gegen diesen seinen Freund und Wohlthäter beschuldigen, denn er soll, aus Gehorsam gegen die Befehle der Königin, einige Zeit nachher unter den Anklägern des Grafen erschienen seyn, allein die Geschichte sagt uns auch zur Ret-

tung seiner Ehre, daß Baco, da er auf Befehl seiner Königin über den Anklagact des Grafen eine Schrift verfassen mußte, den Eingebungen seines edleren Herzens folgte und der Anklage gegen die Absicht Elisabeths die günstigste Wendung für seinen unglücklichen Freund zu geben wußte. Selbst die Königin soll, da Baco diese Schrift Ihr vorlas, bey gewissen Stellen, in denen sie so ganz nur den Freund zu hören glaubte, gelächelt und gesagt haben, „Sie sehe, man könne der alten Liebe nicht leicht vergessen. Baco hatte, wie uns Hume erzählt, der Königin erwiedert, er hoffe, sie verstehe das von sich selbst." e)

Seine glänzendste Laufbahn begann Er erst unter Jacob dem I. unter dem er die wichtigsten Staatsämter bekleidete. Im Jahr 1619. wurde er als Viscount von St. Alban und zum Großkanzler des Reichs er-

e) Hume am angef. Ort p. 117.

nannt. Aber Baco war nicht einzig bestimmt auf dem Theater der politischen Welt eine bedeutende Rolle zu spielen, durch sein vielumfassendes Genie, durch feinere Bildung, zu der seine vortrefliche Mutter so vieles beygetragen hatte, durch ausgezeichnete Talente, durch die er unter seinen Zeitgenossen und in seinem Jahrhundert als ein höherer Geist hervorragte, schien er berufen zu seyn, an der Wiederherstellung der Wissenschaften, die damahls in einer traurigen Nacht begraben lagen, mit dem glücklichsten Erfolg zu arbeiten. Ohne Zweifel ist ihm die Nachwelt für seine Bemühungen und seine Arbeiten in dem weiten Feld der Wissenschaften zu grossem Dank verpflichtet.

Allgemein bewundert von seinen Zeitgenossen seines erhabenen Genies und der manchfaltigsten Kenntnisse wegen, da er als Philosoph und als Staatsmann, als Gelehrter und als Hofmann gleich groß sich zeigte, beschloß dieser vorzügliche Mann seine politische

Lauf-

Laufbahn auf eine Art, die man so gerne vergessen möchte. Seine Freygebigkeit, die sorgenlose Verwaltung seiner öconomischen Angelegenheiten, insbesondere noch die Nachsicht, mit der er die Verschwendung seiner Bedienten duldete, verwickelten ihn in Schulden. Indem er für seine Nation als Staatsmann, für seine Mit- und Nachwelt als Reformator der Philosophie arbeitete, vergaß er seiner eigenen Angelegenheiten wahrzunehmen, und gleichwohl brachte diese Vernachläßigung solche Folgen, die seiner Ehre höchst nachtheilig wurden.

Zerrüttung seiner Vermögens-Umstände war die traurige Veranlassung für ihn, daß er seiner Pflicht vergaß und als Großkanzler von den Supplicanten seiner Kanzley Bestechungen annahm. Zwar soll er dessen ungeachtet nie, und selbst gegen die nicht, von denen er Geschenke empfangen hatte, als Richter, der Gerechtigkeit etwas vergeben, und auch als bestochen nicht mit Parthey-

lichkeit gesprochen haben. Allein nur um so lauter erhoben darum Freunde und Feinde ihre Stimmen gegen ihn, und selbst sein grosser Gönner, der Herzog von Buckingham, Günstling Jacobs des I. opferte ihn der Rache des Volks auf, die er selbst nicht wenig fürchtete.

Er wurde daher von dem Oberhauß der Bestechung wegen angeklagt; Seines Fehlers sich bewußt kam er damit einer schimpfliche- ren Untersuchung zuvor, daß er sein Vergehen gestand. Er wurde zu einer Geldstrafe von 40,000 Pfund Sterl., zu einer Gefangenschaft im Tower auf Gnade des Königs, und auf ewig als unfähig ein Amt zu verwalten oder im Parlament zu sizen, verurtheilt. Wer möchte nicht gerne diesen Flecken seines Characters übersehen, und wer bedauert nicht den sonst wirklich grossen Mann, daß ihm noch jene andere Grösse, freylich die vorzüglichste, Herrschaft der Seele über alle niedrige Leidenschaften, wenig-

stens auf eine Zeitlang fehlte. Und wer wagt es den Grad seiner Schuld zu messen, da er sonst, so viel wir ihn aus der Geschichte kennen, Erhabenheit des Genie's mit Erhabenheit der Gesinnungen verband. So unmoralisch übrigens diese Handlung Baco's an sich, und so nachtheilig sie für seinen guten Namen war, so günstig waren die Folgen davon für die Wissenschaften. Noch 5 Jahre überlebte er dieses richterliche Urtheil, das ihn von allen Staatsgeschäften entfernte, und in eingezogener Stille brachte er seine Tage in dem Schoose der Musen zu. König Jacob entließ ihn nach kurzer Frist wiederum aus seiner Gefangenschaft. Nun lebte er von einem Gnadengehalt von 1800 Pf. Sterl., den ihm dieser Fürst, der den Gelehrten schäzte und selbst auch Schriftsteller war, zur Erleichterung seines Unglücks bey seinem herannahenden Alter gab. Zugleich wurden ihm noch um seiner ausgezeichneten Verdienste willen alle übrigen Puncte des strengen Urtheils er-

lassen. Dieser besseren Muse, die der grosse Mann mit einem Theil seiner Ehre bezahlt hatte, verdankt die Welt die so schäzbaren Denkmale seines Geistes, denn innerhalb dieser Zeit schrieb er gröstentheils seine vortreflichen Werke, unter denen er seine Sermones fideles seine Lieblinge nannte. Von diesem Werkgen sind auch wirklich die meisten Auflagen erschienen. Baco starb 1626. im 66sten Jahr seines Alters.

Seine Werke sind:

de Augmentis scientiarum
Novum Organum
Das Leben Heinrichs des VII. in England
Historia naturalis
und seine Sermones fideles.

Eine vollständige Ausgabe aller seiner Werke erschien zu Frankf. in Fol. 1665.

Eine neuere Ausgabe von Mallet ist von 1740.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XX 7/93

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bacon, Francis

Fr. Baco's von Verulam Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Politik und Oeconomie Aus dem lateinischen übersezt, nebst einem kleinen Anhang

Tübingen 1797

Ph.pr. 54 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10039759-2
VD18 11680083